Dd
4437 c

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-337303-p0001-9

DE LA
BIBLIOTHEQUE
DE
J. J. DUTOIT.

Kritik

der

mythologischen

Beruhigungsgründe

mit

vorzüglicher Hinsicht

auf Schillers Gedicht:

die Götter Griechenlandes,

von

Christian Heinrich Schütze.

Non sit nobis religio in phantasmatibus nostris; melius est enim qualecunque verum, quam quicquid pro arbitrio fingi potest.

AUGUSTIN. de ver. religione. Cap. 55.

Altona,

bei J. F. Hammerich. 1799.

Universitäts- und Landesbibliothek
HALLE (SAALE)

450

Kritik

der

mythologischen

Beruhigungsgründe

mit

vorzüglicher Hinsicht auf Schillers Gedicht:

die Götter Griechenlandes.

Der Dichter Malherbe gibt den vernünftigen Rath: »Bekümmert Euch nicht »um das Steuerruder, wenn ihr bloss Pas»sagier auf einem Schiffe seyd.« Aber nur unter Einschränkung lässt dieser Rath sich befolgen. Soll ich mich als Reisender nicht um das Steuerruder bekümmern, so musst' ich mich durchaus vorher mit dem Steuermann bekannt machen. Hab' ich

einmal zu diesem das Vertrauen, dass er ein kluger und guter Mann ist, dann kümmert mich nicht seine Weise, das Schiff zu lenken, nicht das Toben der Wellen, nicht Skylla und Charybdis vor meinen Augen; ich lass' ihn gewähren. — Eben so werd' ich mich auf meinem schwimmenden Luftballon, der Erde, nicht um die Regierung desselben bekümmern, die mein Fach nicht ist, und die ich nicht zu verstehen im Stande bin; aber nur in dem Falle, wenn ich vorher Zutrauen zu dem Regierer des Erdballes habe fassen können und gefasst habe. — Fehlt mir hingegen Zuversicht zu dem Steuermann, ahn' ich in ihm gar einen unmoralischen und unklugen Menschen, so fürcht' ich jede Woge, jede vorragende Klippe, und besorge, dass er mich nicht in dem Hafen aussetzen wird, den ich zu erreichen wünsche. Ich habe, als ein guter Passagier, meine Sachen in bester Ordnung, meine Empfehlungs- und Addressbriefe in der Tasche, nach den Zeugnissen der Meinigen und meines Gewissens bin ich empfehlenswerth, und will mit diesen in die Themse oder Elbe einlaufen; muss aber besorgen, mein Steuermann werde mich an Grön- oder Feuer-Lands Küste stranden

lassen. Ich bekümmre mich dann allerdings um das Steuerruder, das ich gleichwohl nicht zu regieren verstehe; ich besorge dann immer, weiss aber freilich nicht deutlich, was? Ich suche beständig nach Rettung, weiss aber freilich nicht, wo ich sie finden soll. Genug, die Besorgniss, das Bekümmern ums Steuerruder liegt in diesem Falle in der menschlichen Natur. — Denk' ich mir, wie der Griech' und Römer, die Gottheit unmoralisch und inkonsequent, so schweb' ich auf meiner Erdkugel in steter Furcht und zittre bei der wahrscheinlichen Erwartung, dass sie am Ende meiner irdischen Laufbahn mich an einen Ort aussetzen wird, wo ich nicht hin verlange, und an welchem ich von meiner hiesigen sorgfältigen Bildung keinen weiteren Gebrauch machen kann. Kurz, dies und das künftige Leben erregt mir Schauer. — Glaub' ich endlich mit den Griechen und Römern an unzählige Schiffsregierer, die nicht dem Steuermann Zeus gehorchen; seh' ich im Homer, wie dem Passagier Odysseus die Gunst dieses Zeus fast nichts hilft, weil Poseidon ihn hasst, und sein Schiff hierhin und dorthin verschlägt, da Erstrer doch nirgends als nach Ithaka hin verlangt; sieht

meine Phantasie an jedem Segeltau einen eigenmächtigen Schiffsregierer, der nach Laune sein Seil anzieht oder schiessen lässt, ohne sich um den Steuermann zu bekümmern: so betracht' ich mich als einen Verlornen, mein Schiff mag geworfen werden, wohin es will. Ja, denk' ich mir gar, wie Griechenland und Rom, den Steuermann Zeus, nebst allen übrigen Schiffsregierern, unter einem Schrecken-Verhängnisse, unter dem gedankenlosen Sturm stehend; so ist es am gerathendsten, mich in die Fluthen zu stürzen, damit das verzweiflungsvolle Toben meines Herzens und die Disharmonie ausser mir für mich ende. — Verzweiflung und Selbstmord muss aus dem Glauben an ein allbeherrschendes, gedankenloses Fatum entstehn.

Möglich und wirklich ist allerdings, dass man, bei einer gewissen Disposition der Seele, auch in der Dichterreligion Beruhigung finde; so wie man bei einer seltenen Beschaffenheit des Körpers in der Sonnenhitze frieren und im Schatten schwitzen kann, gleich dem Demophon, Alexanders Hofmeister *). In der Regel

*) Sexti Empiric. Pyrrh. Hypotyp. Libr. I. Cap. 14.

aber ist es ohnmöglich. Ich erinnere mich jetzt nur zweier Ausnahmen von der Regel. Pomponius Lätus fand so viele Beruhigung in dem Gedanken an die Götter der Dichterreligion, dass er sie sogar durch Opfer, Altäre und Feste verehrte. Hemon de la Fosse, ein Schullehrer unter Ludwig XII., ward durch die Schönheiten der Alten so elektrisirt, dass er zuversichtlich an Zeus und die elysischen Gefilde u. s. w. glaubte. Der Arme ward seines armen Glaubens wegen verbrannt *). — Dacht' er konsequent, so musst' ihm diese Art des Ueberganges in Elysium, auf welche auch die Griechen und Römer dahin übergingen, sehr erwünscht seyn. Hätten aber seine christlichen Richter folgerecht gedacht, so würden sie ihn nicht auf diese heidnische Art (da das Heidnische in ihm doch nur bestraft werden sollte, denn er war übrigens ein unbescholtener Mann) der andern Welt übergeben haben.

Gleichviel. Ich hätt' es diesem Schullehrer wohl gegönnt, dass er zu meiner Zeit gelebt, und meine gegenwärtige Schrift gelesen hätte; er wäre dann zuverlässig

*) Essais historique sur Paris de Mr. de Saintfoix.

nicht verbrannt, weil diese Kritik der mythologischen Beruhigungsgründe ihn aufs heilsamste würde beunruhigt, und seinem Irrwahne entzogen haben; oder, wenn man dies für Eitelkeit von meiner Seite hält, weil jetzt die böse Gewohnheit, Körper der Lebenden zu verbrennen, abgeschaft, und die gute Sitte, der Verstorbenen Leiber zu verbrennen, noch nicht eingeführt ist.

Da überdem die Belehrung eines Schullehrers zu meinem Departement gehört (ich bin Prediger); so würd' ich mich wenigstens bemüht haben, Hemon de la Fosse von seinem Irrthum ab und zu dem Urtheile über seine dichtrischen Gottheiten zu führen, welches Peter Pindar von einer andern Art Götter fällt *):

> By God, they are not Gods!
> Bei Gott, sie sind nicht Götter!

Es giebt aber noch andre Verehrer der Dichterreligion, die ich temporelle Gläubige nennen will; zu diesen gehören unter andern Schiller, während er sein vor-

*) P. Pindars Works. Vol. III. pag. 381. Pathetic Ode.

trefliches Gedicht: Die Götter Griechenlandes, schuf, und ich, während ich es zum erstenmal las. In diesem Zeitpunkte durft' uns die Vernunft nicht einreden, sie musste sich unter dem Gehorsam der Phantasie gefangen geben; ihre Einwendungen alle wurden abgewiesen, wir konnten uns einmal in dieser Periode kein glücklicheres, als das Zeitalter der Griechen, denken. — Aber nicht für unser ganzes Leben denken wir so. Die Vernunft tritt wieder in ihre Rechte der Oberherrschaft ein; erlaubt der Phantasie gerne, noch immer die Darstellungen der Dichterreligion reizend zu finden; widerspricht aber dem Wahne, der während jener süssen Täuschungsperiode in der Seele herrschte, als ob die Griechen durch ihre Religion lebensfroher geworden wären, als die Menschen der folgenden Zeitalter.

Für diese temporellen Gläubigen an die Dichterreligion ist daher eine Widerlegung des Schillerschen Kunstwerkes nicht so nöthig, als für einen Pomponius Lätus und Hemon de la Fosse; und diese Letztern leben allerdings noch unter andern Namen in unserm Jahrhundert.

Überdem hat das Schillersche Gedicht so viele innere Schönheiten, und giebt seinem Stoff so viele Wahrscheinlichkeit, dass es leicht überredet und eine Widerlegung nützlich macht. Von den bisher erschienenen kenn' ich bloss die, unter der Ueberschrift: Über Polytheismus*); der Verfasser derselben sieht aber die Sache unter einem andern Gesichtspunkt an, als ich in diesen Blättern sie anschauen will. Er beweist, dass unser reiferes Zeitalter nicht wieder in die Jünglingsjahre des griechischen Menschenalters zurück kehren kann. Hingegen aber erinnert die Phantasie noch immer: Schade, dass dies nicht geschehen kann! und bleibt bei dem Wahn, das griechische Zeitalter habe glücklichere Menschen umfasst. Ich werde zu beweisen suchen, dass wir zur Gründung und Erhöhung der Lebensfreude nichts an dem Verluste jenes Alters verloren haben.

Ich will den Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache ansehe, jetzt näher angeben.

Die auszeichnende Schönheit des Schillerschen Gedichtes erkennt jeder Ge-

*) Teutscher Merkur 1788. April, Seite 299.

bildete an; nicht auf sie, auf den Stoff des Gedichtes ist diese Kritik gerichtet.

Schiller will uns überreden, dass das griechische Zeitalter weit lebensfrohere Menschen umfasst habe, als unsers begreift. Der Grund zu jener höheren Lebensfreude lag, sagt er, in der Dichterreligion. Sie stellte der Phantasie des Griechen allenthalben Leben dar; die philosophische und positive Religion aber hat die Natur entgöttert.

Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung springt bei erster Ansicht in die Augen; je mehr Veranlassung und Neigung der Mensch hat, auf's Leben seine Gedanken zu richten; je lebensfroher und zufriedner wird er werden. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass in der Dichterreligion mehr Stoff zur Lebensfreude liege, als in andern, ist noch nicht Wahrheit. Sie verschwindet bei näherer Ansicht. Die Wahrheit hingegen, dass die Philosophie und positive Religion weit lebensfroher machen können, leuchtet nicht Jedem beim Ersten Anblick ein; denn nicht immer ist Wahrheit wahrscheinlich; aber nach ernster Untersuchung wird sie erkannt. Die Dichterreligion gleicht einer

Schönen; deren körperliche Reize einen Jüngling beim ersten Anblick überreden können, ihr Besitz werd' ihn durchs ganze Leben zum glücklichsten Sterblichen machen. Aber einige Wochen näheren Umganges überzeugen ihn vom Gegentheile. Philosophie und Christenthum blenden nicht bei der ersten Ansicht, werden aber während vertrauterer Bekanntschaft liebenswürdiger und unentbehrlicher.

Die Absicht, eine Religion zur Lebensgefährtin zu wählen, kann bei jedem Denkenden nur die seyn: über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit Belehrung und Beruhigung zu erlangen. Dass die Dichterreligion beides nicht zu verschaffen im Stande sey, musste den Augen der gebildeten und ungebildeten Vernunft Griechenlandes mehr oder weniger einleuchten. Auf die Frage des Sterblichen: Wo komm' ich her? antwortet die Dichterreligion:

»Mit den Göttern zugleich entstanden die sterblichen Menschen.«

Hesiods Tagewerke. Ges. 1. V. 108.

Der Mensch muss nun also fragen: Wo kommen wir alle, Götter und Men-

schen, her? Und die Dichter erwiedern: Aus des Uranos und der Gaia (des Himmels und der Erde) Begattung stammen die Himmlischen ab, und den Menschen gab der Untergott Promätheus das Daseyn.

Der Grieche. Wohl, so muss ich mich an meinen Gott Promätheus halten, ihn als meinen Schutzpatron verehren, und von ihm mein ganzes Heil erwarten.

Die Dichter. Nein doch. Promätheus kann dir wenig helfen, der ist mehrere Male streng dafür gezüchtigt, dass er dein Geschlecht so sehr begünstigte.

Grieche. An Uranos muss ich mich folglich mit dem Wunsche für mein Heil wenden.

Dichter. O nein, der ist längst von seinem Sohn Saturn entmannt, entthront und in den Tartarus geschleudert worden.

Grieche. Saturn, der Gewaltige, müsse denn mein Gott seyn.

Dichter. Bewahre! der hat dasselbe Schicksal durch die mächtige Hand seines Sohnes Zeus erlitten.

Grieche. Nun, so ist doch dieses Zeus Gunst mir zur Sichrung meines Glücks genug?

Dichter. Zeus Huld kann dir viel nützen.

Grieche. Also auch er ist mir keine zuverlässige Stütze? Auch er, meint ihr vielleicht, kann wie sein Vater und Grossvaser einst gestürzt werden?

Dichter. Das eben nicht; denn seines Vaters Brüder

Schenkten ihm Wetterstrahlen und Donner und flammende Blitze;
Diesen trauend, beherrschet nun Zeus die Götter und Menschen.

Hesiods Götterabstammung. V. 504.

Grieche. Seine Macht ist also von der Kraft der Materie abhängig. Wie unzuverlässig solche Machtsmittel sind, lehrt Erfahrung. Und dass ein durch List und Gewalt zur Allherrschaft gelangtes Wesen, wie Zeus, wieder gestürzt werden könne, ist wenigstens möglich. Wo bleibt in dieser Hinsicht meine Aussicht?

Was der Grieche weiter fragen und sich von seinen Dichtern antworten las-

sen könnte, würd' ihn so wenig weiter führen, als obige Fragen und Antworten. Ob ihm gleich seine Vernunft, was uns Jean Paul, sagt *): »Über Veränderliche »herrscht am besten ein Unveränderli»cher!« so sieht er doch, dass an solch ein Wesen in der Dichterreligion nicht zu denken ist. Daher bleibt für ihn die klügste Parthei, dass er sich alle seine sechs und dreissig tausend Götter zu Freunden zu machen sucht. Was dann Einer nicht für sein Heil thun kann oder mag, wird oder will vielleicht der Andere. Wodurch aber erwirbt er sich Aller Freundschaft? — Zuerst durch Opfer. Doch jede Gottheit verlangt ein eigenes und oft wiederholtes. Der gute Grieche konnte folglich z. B. bei einer Libation nicht damit abkommen, dass er dacht' oder sprach: Dies thu' ich für Euch Alle! — Auch war es nicht hinreichend, wenn er (wie Mahomet zufrieden ist, wenn sein Verehrer nur Einmal im Leben die Reise nach Mekka macht) Einmal einer Gottheit ihr Opfer gebracht hatte. Er musste daher zu dem bessren Mittel, die Freundschaft des Himmels zu erlangen, greifen, zu dem Mittel, welches

*) Hesperus. Heft 1. S. 46.

jede Religion und alle philosophische Systeme empfehlen: wende die Kräfte deines Verstandes und Willens gut an, so wird es dir wohlgehn.

Aber gewiss war bei diesem Rathe, den Gewissen, Religion und Vernunft gaben, niemand schlimmer berathen, als der Grieche und Römer. — Die Mythologie zeigt ihm fast kein Beispiel, dass das Streben nach Weisheit und Tugend die Gunst der Götter zur Folge habe. Der weise Sisyphus ächzt ewig im Tartarus, und was in der Anwendung des Verstandes den Himmlischen behagt, ist Schlauheit eines Ulysses, ist ein Bonmot, ist ein sich auszeichnendes glänzendes Talent. Griechen, die sich mit ihrem Verstande unsterbliche Verdienste um die Menschheit erwarben, Epikur, Zeno, Sokrates, Plato haben in der Ewigkeit Vernachlässigung, oder gar des Sisyphus Schicksal zu fürchten; Plato besonders, der für seinen Frevel, Homer und Hesiod aus seiner Republik, ihrer fabelhaften Götterlehre wegen, verbannt zu haben, wodurch er die ganze Götterschaar beleidigte, noch härtere Strafe zu erwarten hatte. Hingegen für die Bildner Phidias und Pigmalion,

malion, für die Tonkünstler Orpheus und Orion, für die Mahler Zeuxis und Protogenes sind in der Ewigkeit Marmor, Harfen, Pinsel und günstige Götter zu erwarten.

Überhaupt sind die Freuden der andern Welt von den Dichtern sehr uninteressant dargestellt. Dieselben Freuden, die man hier fand, traf man auch dort. Die Beschreibung des Tartarus und seiner Qualen ward von ihnen mit hellen Farben gemahlt und interessant. Dies ist überall der Dichter Art. Dante's Hölle ist besser als sein Himmel; Milton's verlohrnes Paradies besser als sein wiedergefundenes.

Durch Streben nach Tugend konnten die Griechen eben so wenig Gutes von den Himmlischen erwarten. — Die ältern Philosophen sagen: Materie kann ohnmöglich Schöpfer der Geister in der Welt seyn, weil ein Wesen einem andern das, was es selbst nicht besitzt, nicht mitzutheilen vermag; die neueren Weltweisen fragen: Wie kann aus demselben Grunde ein geistiges Wesen, welches nichts Materielles besitzt, auf Materie wirken? und der Grieche sollte nicht die natürliche Frage aufwerfen: Wie können meine Götter, welche in Lastern ihr Vergnügen finden,

Tugenden der Menschen lieben und belohnen? — In Hinsicht auf solche Götter kann nicht einmal angenommen werden, was Horaz in Beziehung auf die Weltmenschen behauptet: *Virtus laudatur et alget.* Nein, in den Augen der Götter muss menschliche Tugend wenigstens gleichgültig seyn, und sie wird ewig frieren müssen, wenn sie von ihnen Bekleidung erwartet.

Kurz, nur für Wesen, die etwa bloss mit Phantasie dotirt wären, könnten die inkonsequenten Bilder der Mythologie etwas Beruhigendes enthalten. — Der einzige Gesichtspunkt, aus welchem in dieser Kritik Schillers treffliches Gedicht betrachtet wird, ist daher der: Die Dichterreligion konnte auf keine Weise die Lebensfreude der Griechen gründen oder erweitern. Der Verlust dieser Religion ist folglich kein Verlust für die Menschheit.

Erste Stanze.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Als man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

In den Worten:

»Da ihr noch die schöne Welt regiertet, schöne Wesen!«

urtheilt der Dichter sehr recht so: es hängt von des Menschen Vorstellung, die er sich von der Weltregierung macht, ab, ob er diese Welt schön oder nicht finden soll. In der Vorstellung des Epikuräers und Stoikers kann die Welt so wenig, wie in den Augen des Atheisten, schön seyn;

denn die Welt muss dem hässlich erscheinen, der mit Ersteren wähnt, dass keine Gottheit sich um sie bekümm're, oder mit Letzterem glaubt, dass kein Weltregierer sey. Wer die Welt schön finden soll, muss sich also unter der sorgsamen Aufsicht eines oder mehrerer höherer Wesen glauben. Sowohl die Anhänger der philosophischen Religion (die stoischen und epikuräischen Sekten ausgenommen) als die Verehrer des Christenthums und der Dichterreligion glauben jenes; dasselbe glauben Juden und Mahomedaner: folglich können Philosophen und Christen, Juden, Heiden und Mahomedaner die Welt schön finden. Wer aber unter ihnen denkt sich dieselbe am schönsten, wer freuet sich der Welt am mehrsten, wer kann bei seinem Glauben sich am lebensfrohesten empfinden? Die Untersuchung dieser Frage ist der Gegenstand des Schillerschen Gedichtes, und sie beantwortet sich leicht. Da nämlich die Vorstellung, die man sich von der Welt macht, von der Idee abhängt, welche man von der Weltregierung gefasst hat; so wird man die Welt um so schöner finden, je schöner man sich die oder das Wesen denkt, durch die oder das sie regiert wird. Der

philosophische Dichter Voltaire sah die Welt nur unter einem widrigen Gesichtspunkte. Er schleppte das in sechs Jahrtausenden und in den fünf Welttheilen zerstreut liegende physische und moralische Übel auf Einen grossen Düngerhaufen zusammen und rief nun: seht da die beste Welt! Anders konnte dieser vorzügliche Kopf nach seiner einmal gefassten elenden Idee vom Weltregierer nicht handeln; denn er gab vor, (wie Rousseau von ihm treffend behauptet) dass er an Gott glaube, im Grund aber glaubt' er an den Teufel. Schon vor Voltaire hatte Bayle eben so unwürdige Vorstellungen vom höchsten Wesen gefasst, und daher einen gleich grossen Düngerhaufen zusammengetragen. Dies sah der grosse Leibnitz, der an ein schönes Wesen über sich glaubte, und fuhr den Baylischen Düngerhaufen wieder auseinander, brachte jedes einzelne physische oder moralische Elend wieder auf seinen Acker und in das Jahr, wohin es gehörte, und zeigte, so weit dies möglich war, und wenigstens in einzelnen Fällen, wie das so überall zerstreuete Erdenleiden wohlthätig auf Einzelne und auf das Ganze der Menschheit würke; gleich dem Dünger, der, zu einem

Baylisch-Voltairischen Haufen aufgethürmt, anekelt und die Gegend mit giftigen Dünsten füllt; aber, auf viele Aecker zerstreut, wohlthätig wirkt.

*) Die Rose, die auf unsern Beeten blüht,
Zieht aus dem Dünger ihre Balsamkräfte;
Und aus dem stinkenden Gebiet
Des Truges und der Thorheit zieht
Die Weisheit ihre Nahrungssäfte.

Die Hauptsache bei der Untersuchung des Schillerschen Gedichtes ist also die: Welches, oder welche Wesen muss sich der Mensch als die Regierer der Welt denken, wenn er die Welt schön finden und seines Lebens froh werden soll?

»Da ihr noch die schöne Welt regiertet, schöne Wesen!«

Finden wir im Verfolge der Untersuchung, dass die Weltregierer des griechischen Zeitalters die liebenswürdigsten Wesen sind, welche der Verstand sich denken und die Phantasie sich vorstellen kann; so hat der Dichter recht, die damalige Welt schön zu nennen, sonst aber

*) Thümmels Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Theil 1. S. 227.

nicht. Denn wenigstens der Welttheil, den wir kennen, diese Erde, ist jetzt noch, was er damals war; nur die Vorstellungen von diesem und dem künftigen Leben können trauriger oder erfreulicher geworden seyn; je nachdem in den Folgezeiten die Ideen von der Weltregierung Beruhigung oder Unzufriedenheit gewirkt haben.

Bei Erzeugung einer Idee, das heisst, einer Vorstellung eines Dinges mit Bewusstseyn, sind alle Seelenkräfte in Thätigkeit, sowohl Empfindung, als Phantasie; sowohl Gedächtniss, als Vernunft: Vernunft aber und Phantasie sind am thätigsten bei Erzeugung einer Idee.

Bei der Idee von Einem oder Mehreren Weltregierern sind Phantasie und Vernunft entweder gleich thätig; oder eine mehr als die andre. — Die Vorstellungen des Christenthums vom Weltbeherrscher fordern von Vernunft und Phantasie eine gleich starke Geschäftigkeit. — Die philosophischen Systeme verlangen mehr Thätigkeit des Verstandes; die Phantasie findet hier weniger zu thun. — Die Dichterreligion erheischt vorzüglich Geschäftigkeit der Phantasie, die Vernunft

darf dort nicht sehr thätig seyn. Es verhält sich folglich mit der Dichterreligion, wie mit jedem guten Gedichte, »in welchem, nach Hobbes schöner Bemerkung *), sowohl Verstand als Phantasie »herrschen, die Phantasie aber am mehrsten hervorscheinen muss; weil es durch »ungewöhnliche Bilder gefallen, durch Unvernunft aber nur nicht missfallen soll.«

Da nun die Dichterreligion selbst, dem Verstande (das heisst: dem Vermögen, nach den Regeln der Einstimmung oder des Widerspruchs zu reflektiren) Beschäftigung geben musste, obwohl ungleich weniger als der Phantasie; so müssen wir annehmen: die Verehrer dieser Religion sind mit sich einig wenigstens über die Möglichkeit gewesen, dass ihre Götter so und nicht anders beschaffen wären, als die Dichter sie ihnen vorstellten; sie müssen also in dieser Vorstellung Wahrscheinlichkeit gefunden, sie müssen geglaubt haben: jene Götter sind da, und sind das, was unsre Dichter uns von ihnen singen. Diesen Glauben der Griechen an ihre Götter muss Schiller voraussetzen, eh'

*) Hobbes Leviathan. Chap. 8. p. 1.

er uns überreden kann, dass das griechische Zeitalter der Dichterreligion wegen die lebensfrohesten Menschen umfasst habe. Schiller setzt diesen Glauben auch voraus, und sagt daher in der folgenden Stanze:

»Da der Dichtkunst mahlerische Hülle
»Sich noch lieblich um die Wahrheit wand.«

Wohl! Der Grieche erblickt' also Wahrheit unter der dichterischen Hülle, er glaubte an das Daseyn seiner Weltregierer. So aber hätte Schiller uns nicht in dieser Ersten Stanze erinnern sollen, dass die schönen Wesen, die im Griechenalter die Welt regierten, aus dem Fabellande abstammten. Denn er will uns ja überzeugen, oder doch überreden, dass das damalige Menschenalter glücklicher gewesen sey, als unser jetziges; müsst' uns daher nicht an das Fabelland erinnern, aus welchem die Götter genommen waren; sonst fragen wir gleich: wussten die Griechen, was wir wissen, glaubten sie, was wir glauben, dass ihre Götter Hirngespinste waren? Wussten, glaubten sie das; so konnten ihre Weltregierer ihnen durchaus keine Freude schaffen; so waren sie also keine glück-

liche, lebensfrohe Menschen; so heisst der Ausruf des Dichters:

»Wie ganz anders, anders war es da!«

nicht: wie weit glücklicher, lebensfroher war man damals; sondern, wie weit elender empfand man sich zu der Zeit!

Zweite Stanze.

Da der Dichtkunst mahlerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floss da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Hier wird der Charakter der Dichterreligion angegeben. Sie beschäftigt vorzüglich die Phantasie; die Vernunft aber muss sich unter dem Gehorsam der Phantasie gefangen geben, und darf so selten zur Sprache kommen, wie das Gewissen des Grobsinnlichen. Nur wenn der Wüstling es einmal zu arg macht, erhebt der Gott in seiner Brust die Stimme — wird aber bald wieder zum Schweigen gebracht. Nur wenn die Phantasie der Griechen an durchaus widersinnigen Vorstellungen Vergnügen fand, erhob sich die

Vernunft und rief: dies ist denn doch zu toll!

Der Dichtkunst Hülle wand sich in der Mythologie nicht um die Wahrheit; sondern höchstens um Wahrscheinlichkeit. — Was wahr ist, bleibt seinen wesentlichen Theilen nach durch alle folgende Jahrtausende wahr. So sind z. B. die Eigenschaften der Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit und Unkörperlichkeit u. s. w., die Sokrates in den Begrif vom höchsten Wesen legte, durch alle folgende philosophische Systeme und nach dem Christenthume dieselben geblieben, man kann sich ohne diese Grundzüge das höchste Wesen nicht denken, wenn man nicht durchaus auf alle vernünftige Überlegung Verzicht thun will. Die Eigenschaften der griechischen Gottheiten waren hingegen gaukelnde Bilder, die nur auf Augenblicke vor der Einbildungskraft schweben konnten. Stellte sich des Griechen Phantasie Zeus Allgewalt vor; so sagte die Vernunft des Griechen: der Allgewaltige steht aber ja unter dem Druck des Schreckenverhängnisses. Sah die Phantasie den weisen Zeus; so zeigte die Vernunft ihr den von

Promätheus betrogenen Kronion u. s. w. Bürger sagt in einer Anmerkung zu seiner übersetzten Iliade sehr treffend: Homer habe die Ausdrücke, der erhabene, weise, allgewaltige (Zeus), etwa so gebraucht, wie wir die Titulaturen: Grossmächtigster, Allerdurchlauchtigster. Kurz, der vernünftige Grieche fand in den dichterischen Darstellungen seiner Religion keine Wahrheit, so wenig wie die Dichter selbst. Es war ein Postulat auch seiner Vernunft, Etwas höheres, als er war, anzunehmen; aber eben diese Vernunft überzeugt' ihn, dass es mit dem Geisterreiche anders beschaffen seyn müsse, als die Dichter ihn lehrten. Freilich in gewissen Zeitpunkten, z. B. bei Lesung seines Homers, Hesiods, Pindars konnte der Grieche Wahrheit zu erkennen wähnen; seine Phantasie war dann so geschäftig, bezaubert von den reizenden Gesängen, dass die Vernunft nicht, die Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten ins Licht zu stellen, Gehör fand. Darin aber hatte der Grieche keinen Vorzug vor uns. Solche frohe Zeitpunkte kommen auch in unserm Leben vor. Bei Lesung des Geistersehers, Oberons, ist auch meine Phantasie so geschäftig, dass mir die Vernunft

nicht einreden darf: es hat nie einen Armenier, nie einen Oberon gegeben! Aber der Grieche rollt seinen Homer, Pindar, wieder zusammen; ich schlage mein Buch zu; und wir sind beide wieder in der wirklichen Welt. Wir sagen nun beide: der Dichter hat uns aufs Behaglichste getäuscht; aber Wahrheit haben wir weder hier gesucht noch gefunden.

Der Grieche darf mir also nicht sagen: ich war glücklicher als du; ich antwort' ihm:

»Nein, denn in dem Feenland der Lieder
»Lebt noch deine goldne Spur.« *),

du gepriesenes Alter der Griechen! Ich Jetztlebender hab' in dieser Hinsicht Vorzüge. Ich kann mich nicht nur von deinem Homer und Pindar u. a. griechischen Dichtern ins Feenland versetzen lassen, sondern auch von Shakspeare, Spenser, Ariost, Tasso, Dante, Schiller, Wieland und Göthe. Die entzükkenden Darstellungen dieser Auserwählten haben mir manchen frohen Genuss verschaft, aber nicht den Einfluss auf

*) Verglichen die neunzehnte Stanze, Strophe 3. und 4.

mich gehabt, dass ich sagen darf: ich bin durch sie in Ansehung der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen belehrt und beruhigt. Dass der Einfluss der Lieder deiner Dichter auf dich, lieber Grieche, nicht stärker seyn konnte, will ich dir weiterhin aufs Unwiderleglichste zeigen.

Im Allgemeinen lässt sich dies schon mit einem Paar Worten über folgende schöne Strophen beweisen:

»An der Liebe Busen sie zu drücken,
»Gab man höhern Adel der Natur.«

Die Dichterreligion stellte die ganze Natur beseelt, alle Pflanzen, Steine, Flüsse u. s. w. von Göttern belebt, dar. Nun konnten, meint der Dichter, die Griechen die Natur lieben, da sie allenthalben liebenswürdige, lebende Wesen um sich sahen. — Liebe macht glücklich, lebensfroh. — Aber nur unter Bedingung. Wenn ich liebe, bin ich noch nicht seelenfroh, ich muss auch der Gegenliebe gewiss seyn. Diese Gewissheit kann ich aber nie erlangen, wenn, wie bei den Griechen, sechs und dreissig tausend Götter die Gegenstände meiner Liebe sind. Unausdenklich glücklich fühlt sich ein liebender Gat-

te, ein Vater, eine Mutter, ein Sohn, eine Tochter, ein Bruder und eine Schwester bei der Familienliebe. Ein Fürst ist unendlich weniger durch Liebe beglückt, als ein Hausvater. Letztrer kann wissen: in meinem Hause liebt mich alles; ersterer weiss zuverlässig, dass in seinem Reiche, auch ohne seine Schuld, viele sind, die ihn nicht lieben. Dies Beispiel soll nichts weiter beweisen, als die Wahrheit: dass Liebe um so seliger macht, je besser wir die Gegenstände unsrer Liebe übersehen können. Der Philosoph und protestantische Christ sieht ein Einziges Wesen über und um sich, das seiner Liebe vorzüglich werth und dessen Gegenliebe ihm über alles wichtig ist. In die Freude über den Besitz seiner übrigen Geliebten mischt sich stets die Freude über die Liebe jenes besten Wesens. »Wenn ich sterbe, schrieb »der vortrefliche Heinrich der Vierte an »seine Gabriele, so bist du mein vor»letzter, und die Gottheit ist mein letz»ter Gedanke.« Auf wen musste des Griechen letzter, das heisst: Hauptgedanke gerichtet seyn? Auf sechs und dreissig tausend Götter! Man soll mir nicht einwenden: der Grieche habe nicht gerade die Gunst dieser ganzen Unzahl

Göt-

Götter nöthig zu seiner Zufriedenheit gehabt. Er bedurfte glattweg aller Gnade. Eines Gottes Unhuld konnt' ihm mehr schaden, als hundert Götter Huld ihm zu frommen vermochte. Poseidon (Neptun) war Odüsseus (Ulyssens) Feind. Und er ward, ohngeachtet der Freundschaft vieler andern Götter — der Leidengeübte. Keines, selbst nicht des höchsten Gottes Liebe gab dem Griechen Beruhigung und Lebensfreude. Wer unter den sechs und dreissig tausend Loosen der Kopenhagener Klassenlotterie das grösste, oder eins der höchsten Loose gewinnt, kann zufrieden seyn, ohne sich weiter um die Gewinne der übrigen zu bekümmern. Aber was half dem Griechen der Gedanke: ich habe die Gunst des höchsten Gottes Zeus gewonnen, da dieser zu ohnmächtig war, ihn wider die übrigen feindlichen Götter zu schützen, und stets in Gefahr schwebte, eben so schnell entthront zu werden, wie er seinen Vater Saturn gestürzt hatte? In dem möglichen Falle war das ganze Kapital des höchsten Looses verlohren. Der Grieche musst' also aller Götter Gunst erkaufen, eh' er ruhig werden konnte. Aber selbst auch dann war ihm nicht geholfen.

Wer alle Loose jener Lotterie erkaufen wollte, hätte ungeheuren Schaden bei seinem Einkaufe. Er erhielte dann freilich alle Gewinste; aber der Abzug von zwölf Procent würd' ihn arm, statt reich machen. Gerade so ging es dem Griechen, wenn er die Gunst aller Götter erlangen wollte. Wodurch konnt' er sie erkaufen? Schiller sagt es uns *).

»Seiner Güter schenkte man das beste,
»Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt.«

Der Grieche musste sich bettelarm opfern, um aller Götter Liebe sich zu versichern.

»Alles wies den eingeweihten Blicken,
»Alles eines Gottes Spur.

So ist es noch auf der Erde; so wirds bleiben, so lange vernünftige Wesen die Erde bewohnen. Der Unterschied zwischen dem griechischen und unserm Zeitalter liegt bloss darin: dass der Christ und Philosoph allenthalben die Spur Eines liebenden Wesens findet, der Grieche mehrerer Götter Spuren fand. Aber nur eingeweihten Blicken zeigt sich diese Spur der Gottheit. Im griechischen Zeitalter waren nur derjenigen Blicke eingeweiht,

*) Stanze 13. Strophe 1. 2.

allenthalben die Spuren der Götter zu sehn, die, wie gesagt, ihre Vernunft unter dem Gehorsam der Phantasie gefangen nahmen; denen folglich der Widerspruch zwischen einer ordentlich eingerichteten Welt und unzählichen willkürlich und nach Laune handelnden geistigen Wesen, die noch dazu sämmtlich unter einem gedankenlosen Schreckenverhängnisse standen, nicht mehr auffiel; die die Vorstellung von einem weisen und betrogenen, allmächtigen und unter einem blinden Schicksale stehenden, Tugend empfehlenden und ausschweifenden Gott Zeus, der den Kindern befahl, ihre Eltern zu lieben, und selbst seinen Vater entmannte und enthronte, eheliche Liebe gebot und selbst Ehebrecher und Paiderast war, zu ertragen vermochten. Plato's und andrer weisen Griechen Blicke konnten nicht eingeweiht werden, solche Widersprüche zu dulden. — In unserm Zeitalter sind deren Blicke eingeweiht, allenthalben eines liebenden und weisen Wesens Spur zu finden, die die Ordnung und Harmonie in der Natur zu erkennen vermögen, und für die Schönheiten derselben Empfindung haben.

Dritte Stanze.

Wo jetzt, nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen Sonnenwagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Die beiden ersten Stanzen zeigten im Allgemeinen die vermeintlichen Vorzüge des griechischen Menschenalters. Von jetzt an will der Dichter dieselben in einzelnen Beispielen zeigen.

»Wo jetzt nur — — in stiller Majestät.«

Es kann freilich der Phantasie mehr behagen, sich in der Sonne einen wagenlenkenden Gott, als einen seelenlosen Feuerball vorzustellen. Aber dieser wagenlenkende Sonnengott tritt vor der Einbildungskraft von einer sehr belächelnswerthen Seite auf. — Stund' und Minute

kann ich berechnen, in welcher mein Gott Hälios mit seinem Gespann Morgens am Horizont erscheinen, und Abends wieder wegrollen muss. — Seine pünktliche Ankunft und Abfahrt ist mit der Idee von Zwang unzertrennlich verbunden, und mit der Vorstellung von einem freien göttlichen Wesen unverträglich. Ich seh' einen Zweck in seinem Auf- und Abrollen, der gute Gott will mich täglich mit Licht und Wärme erfreuen; aber ich bemerk' hier offenbar mehr Mittel als Zweck. Der Sonnengott wäre gleich gütig gegen das Menschengeschlecht, wenn er pünktlich den Sonnenwagen sendete, aber die Rosse desselben von einem Untergotte lenken liesse. Sein tägliches Selbsterscheinen ist undankbare Mühe, die der Erde keinen Vortheil und ihm tödtliche Langeweile schaft. — *) »Mit der Idee eines persön»lichen, schlechterdings unendlichen We»sens, in dem unveränderlichen Genusse »seiner allerhöchsten Vollkommenheit (wie »philosophische Systeme und positive Re»ligion die Gottheit darstellen) konnte sich »Lessing nicht vertragen. Er ver»knüpfte mit derselben eine solche Vor»stellung von unendlicher Langerweile.

*) Jakobi über die Lehre des Spinoza. S. 52.

»dass ihm angst und weh dabei wurde.« Solche Vorstellung von Langerweile erzeugte die menschliche Schwäche in einem der vorzüglichsten Köpfe. Aber wie musste jedem gemeinen Griechenkopfe bei der Vorstellung seines Sonnengottes werden, der Jahrtausende aus, Jahrtausende ein, nur die Nacht (weil er damals noch nicht nach Amerika fuhr) für sich hatte, und ein Sklave der übrigen Zeit war? Nicht die gebildete Vernunft, diese Zerstörerin mancher entzückenden Einbildung, die gerade nach des Dichters Behauptung die schöne, griechische Götterwelt vernichtet hat; nein, so viel Vernunft nur, als in einem guten Gedichte bemerklich seyn muss *), ward erfordert, dem Griechen das possirliche und langweilige Auf- und Abfahren seines Hälios darzustellen. — Ein Wilder sah einen Europäer eine bestimmte Strecke Weges auf- und abwandeln, und hielt ihn für unklug. Der Amerikaner konnte hier so wenig eine Absicht entdecken, wie der Grieche in des Sonnengottes selbsteigenem, täglichem Auf- und Abrollen. Der Europäer sagte: ich beabsichtige körperliche Bewegung. Der Wilde lacht. Durchstreife täglich,

*) Verglichen Seite 21. Hobbes Bemerkung.

antwortet er, wie ich die Wälder und Fluren und schiesse Wild; so schaft dir deine Bewegung Nutzen und du darfst nicht wie ein Thor auf- und abwandeln. — Der Sonnengott sagt: ich muss täglich zum Heil des Erdballes meine Sonnenpferde lenken; und der schlichte Menschenverstand erwiedert: Hast du, mächtiger Gott, nicht so gescheute Rosse in deinem Vermögen, welche die oft zurückgelegte Bahn am Horizont ohne Führer traben können; da schon unsre Postgaule ihre Station durchlaufen, und ihrem Postillion auf seinem Sitze sanften Schlaf vergönnen? — Die Dichter hätten den Griechen sagen sollen, dass nur an hohen Festen, etwa am Geburts- oder Vermählungs-Tage ihres Zeus, oder beim Beginnen einer neuen Olympiade der Sonnengott eigenhändig seine Rosse lenken werde. Diese Vorstellung hätte vor der Phantasie mehr Behagliches und weniger Ungereimtes gehabt.

»Diese Höhen füllten Oreaden,
»Eine Dryas starb mit jenem Baum u. s. w.«

Die Idee, dass in allen Pflanzen, auf Bergen und Hügeln, in Seen und Quellen Götter hausen, hat viel Liebliches. Aber auch in dieser, wie in der Ersten

Stanze, finden wir eine Strophe, in welcher der Dichter seinen Hauptzweck: die Veranlassungen zur höheren Lebensfreude bei den Griechen zu zeigen, aus den Augen verliert.

»Eine Dryas starb mit jenem Baum.«

So bald man die Phantasie darauf aufmerksam macht, dass mit dem Verdorren des Baums zugleich seine ihn bis dahin bewohnende Göttin sterben muss; so bald wird die Lebensfreude des Betrachtenden unterbrochen und geschwächt. — Wir Jetztlebenden haben beim Anblicke eines schönen Baumes nur zu betrauern, dass er einst verdorren wird. Der Grieche hatte doppelte Ursache zur Trauer: der Baum stirbt und mit ihm eine freundliche Göttin. Das jetzige Menschenalter hat folglich schon in dieser Hinsicht einen Vorzug. Der Dichter hätte hier gar nicht an den Tod der Dryas erinnern, sondern singen sollen:

»Eine Dryas lebt' in jenem Baum.«

Der Widerleger des in diesem Gedichte behaupteten Vorzuges der Griechen würd' ohnehin schon die Anmerkung gemacht haben: Aber die Dryas starb auch mit jenem Baum.

Vierte Stanze.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hülfe (Dafne);
Tantals Tochter (Niobe) schweigt in diesem Stein;
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in diesem Haine.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint;
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach! vergebens ihren schönen Freund.

Wer die Vorzüge unsers Zeitalters zeigen und beweisen will, dass dasselbe weit mehr als das griechische Menschenalter zur Lebensfreude auffordre; kann den Inhalt dieser ganzen Stanze zu seinem Vortheile nutzen.

Welche traurige und widrige Bilder, darf er sagen, drängten sich vor die Phantasie des Griechen! Fiel ihm ein Lorbeer ins Auge, so dacht' er:

1. »Jener Lorbeer wand sich einst um Dafne!«

Apoll warb um ihre Liebe, sie verschmähte dieselbe und erbat sich von den Göt-

tern die Gunst, in diesen Lorbeer verwandelt zu werden. Arme, aber thörichte Daphne! Bereuest du jetzt nicht deinen Wunsch? Ist es ein Verbrechen? Ist es nicht die grösseste Ehre nach unsern Begriffen, von einem Gotte geschwängert zu werden? Lebt Ariadne nicht dort am Horizont als glänzender Stern, weil sie dem Gotte Bachus die von ihrem falschen Theseus nachgelassenen Reste ihrer Reize spendete? — Du, Daphne, hättest das grössre Glück erkaufen können, täglich in dem Sonnenwagen des Apoll gefahren zu werden. *Habeas tibi!*

Der Grieche erblickt' einen Stein und dachte:

2. »Tantals Tochter schweigt in diesem Stein!«

In ihm schweigt und weint die unglückliche Niobe, nach einem qualvollen Leben, das der Schmerz über den gewaltsamen Tod ihrer Kinder endigte. — Wenn wir an die geistvolle Grabschrift denken, die ein schöner Geist in England Buttlern setzte: Er bat um Brodt und man gab ihm einen Stein! wird dann unser Geist erheitert? Schlägt uns nicht vielmehr der Gedanke nieder: wie wenig

wird wahres Verdienst erkannt und belohnt? — Weit trauriger musste der Grieche werden, wenn er an Niobes Geschichte dachte. Die Verehrung der Latona sollte zu ihrer Zeit eingeführt werden. Wie? sagte die muntre Niobe: Latona hat nur zwei Kinder geboren, und soll verehrt werden? Da verdient' ich der Huldigung mehr, denn ich habe zwölf schöne Kinder! Für dies Bonmot wurde die Arme aufs schrecklichste gestraft; Apoll und Diane erschossen ihre zwölf Kinder, deren Tod die Mutter jetzt im Steine bejammert. — Kann der Mensch lebensfroh sich empfinden, der sich unter der Regierung solcher barbarischen Götter glaubt? Zu allen Zeiten hat man die traurige Lage solcher Unterthanen beseufzt, die wie in Spanien und Venedig u. a. O. vormals von Spionen der Regierung umgeben waren, jedes ihrer Worte selbst in gesellschaftlichen Kreisen abwägen mussten, und doch nie sicher waren, dass ihre Ausdrücke nicht gemissdeutet und zu Beleidigungen der Religion oder Regierung verzerrt würden. Wie unendlich unglücklichere Sklaven waren die Griechen, die nicht nur bei ihren Reden, wie jene Unterthanen, sich von Spionen eines Inqui-

sitions- oder heimlichen Gerichts umgeben sahen; sondern die auch auch bei jedem unschuldigen, liberalen Gedanken fürchten mussten, irgend einen Gott oder eine Göttin zu beleidigen und zur fürchterlichsten Rache zu reizen. — Die schöne Myrrha sagte einst, als sie ihre Locken rollte: Der Venus Haar ist doch wohl nicht so schön als meines. Für diese kleine Unbedachtsamkeit verführte Venus Rachsucht dies arme Mädchen, Blutschande mit ihrem Vater zu treiben. Welch eine empörende Idee: ein kleines Vergehn durch Anreizung zu einem Verbrechen zu bestrafen! In dem Philanthropin zu * legte man doch sonst nur dem Knaben, der eine Unart begangen hatte, die Strafe auf, dieselbe Unart zu wiederholen. Ja endlich Tugenden der Griechen wurden sogar fürchterlich bestraft. Der weise und gute Sisyphus warnte den Flussgott Asopus: nimm deine Tochter vor Zeus in Acht, er will sie verführen. Dafür seufzt er ewig unter einem Steine, den er bergauf rollen muss; wie Niobe in ihrem Steine seufzt.

Stand der Grieche am Ufer und lauschte dem Säuseln im Schilfe; so dacht' er:

3. »Syrinx Klage tönt aus diesem Schilfe!«

Sie wollte lieber hier jammern, als den Liebesanträgen des ihr verhassten Pan Gehör geben. Konnte diese Vorstellung den Griechen entzücken? Mitleid ist wohl zuweilen ein Beitrag zur Lebensfreude, *est quaedam etiam dolendi voluptas* *); *est quaedam flere voluptas, expletur lacrymis egeriturque dolor* **): aber der Grieche fand fast allenthalben Ursache, die Leiden der Unsterblichen und Sterblichen zu beklagen. „Uns Jetzlebende entzückt das Säuseln im Schilfe, weil sich keine traurige Idee vor die Phantasie stellt; unser Gefühl ist unnennbar, und wir wissen selbst den Grund unsrer angenehmen Empfindungen oft nicht anzugeben; aber bedarf die Phantasie der Gründe?

„Dunkles oder dämmerndes Gefühl
„Flicht den Kranz von unsern schönsten Tagen.“
Gotter.

Auch der Nachtigallen entzückender Gesang lenkte des Griechen Geist zur Schwermuth, denn ihm tönte

*) Plin. Libr. 8. Epist. 16.

**) Ovid. Trist. L. IV. El. 3. v. 37. 38.

4. »Philomelens Schmerz in jedem Hain.« Griechenland hörte in ihrem Gesange die Klage einer betrogenen, zungeberaubten Schönen. Und es ist freilich eine Kleinigkeit in den Augen der Phantasie, aber nicht der Vernunft, dass nur die Männchen unter den Nachtigallen singen, ihre Klage laut werden lassen, wozu doch die Weibchen nur Ursache haben, da Philomele gewiss in eine Nachtigall Sie verwandelt worden ist. Wir hören zu unsern Zeiten im Gesange derselben die Töne der Liebe eines zärtlichen Gatten. Wir lauschen mit Wollust auf das Wie, nichts kümmert uns das Was des Gesanges. Müssen wir der welschen Sprache kundig seyn, um den Gesang einer Italienerin entzückend zu finden?

5. Im Bache dort sah der Griechen Phantasie die Thränen der Dämätär (Ceres), wegen der Entführung ihrer Tochter geweint.

6. Auf jenem Hügel hörte seine Einbildung den fruchtlosen Ruf der trostlosen Cythäre nach ihrem Adon. — —

Alle diese Vorstellungen mussten die Griechen nothwendig zum Trübsinne, zur Beweinung des Elendes der Götter und

Menschen führen. Und ihr Geist hatte bei diesen Ideenbildern nichts, womit er sich beruhigen, nichts, woran er sich halten konnte: nichts hatt' er als den elenden Trost, da den Vornehmeren, den Göttern selbst ein so trauriges Loos fällt; so muss ich mir schon meine Leiden gefallen lassen. Dieser nichtige Trostgrund aber führte nur zu leicht den Wunsch nach Vernichtung herbei. Denn, sind die Götter selbst dem Elende unterworfene Wesen, sie, die mein Daseyn verschönern sollten: so ist nichts wünschenswerther, als aus der Reihe solcher nichtswürdigen Wesen sich so bald möglich zu verlieren.

Des Christen und Philosophen Phantasie ist frei von traurigen Rücksichten und Hinsichten, und führt daher unter Leitung der Vernunft zur Lebenslust, ja zu edlen Entschlüssen beim Anblicke der schönen Natur.

*) »Wer, in dem Bruderarm gesunden Schlafs erquicket,
»Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht,

*) Thümmels Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Th. 2. S. 125.

»Vom ersten Sonnenstrahl, der durch den Nebel zücket,
»Sein Morgenopfer brennen sieht;
»Den lohnt Begeisterung. — Sein frommes Auge strebet
»Dem Unsichtbaren nach. Sein weises Herz versteht
»Die edle Bangigkeit, die seinen Busen hebet,
»Und jeder Blick wird ein Gebet.
»Entschluss, gerecht zu seyn, Muth zu der Freundschaft Thaten,
»Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
»Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten,
»Und deinem Säuseln, o Natur!«

Fünfte Stanze.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Wir wollen bei dieser Stanze zweierlei bemerken.

Zuerst ist es keine ausschliessende Vorstellung der Griechen, dass zu dem Menschengeschlechte sich geistige Wesen herabgelassen haben, um die schönen Erdentöchter zu besiegen. Dies war lange vorher eine Vorstellung der Ebräer. 1. B. Mos. 6, 2. 4. Und lange nachher bis auf unsre Zeiten ist es eine Vorstellung katholischer Christen, dass Himmlische zu den Sterblichen herabsteigen. Noch in unserm Jahrhunderte ward ein Mensch bei Friedrich dem Einzigen als Räuber der Kleinodien eines Marienbildes angeklagt.

Erstrer behauptete: Maria sey ihm nächtlicher Weile erschienen und hab' ihm jene Kostbarkeiten geschenkt. Friedrich fragte ein Paar Patres, ob solche Schenkung möglich wäre? und da die Antwort bejahend ausfiel, erhielt der Beschenkte statt Strafe den Befehl, sich künftig nichts wieder von Maria schenken zu lassen.

Zweitens lieferte das Herabsteigen der Götter zu den Sterblichen gewiss im Allgemeinen keinen Beitrag zur Erhöhung der Lebensfreude im griechischen Zeitalter. Ich erinnere bloss an die schöne Erzählung in Falks Taschenbuch für das Jahr 1797, wo uns der Dichter eine junge griechische Schöne darstellt, die sich von einer Kupplerin verführen lässt, in einen heiligen Hain zu gehn, wo der Gott Zeus nach ihrer Liebe schmachtet. Erst da die Getäuschte ihre jungfräuliche Ehre verlohren hat, erfährt sie, dass der Gott Zeus kein andrer, als der verführerische Alcibiades, gewesen sey. Wie mancher Eltern, wie vieler Jünglinge, wie unzählicher Ehemänner Lebensfreude wurde dadurch zerstört, dass Götter zu den Töchtern, Bräuten und Weibern herabstiegen! In jener Augen war es sicher kein schöner Bund, den Amor zwischen Menschen und Göttern knüpfte.

Sechste Stanze.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren,
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

In dieser und der vorigen Stanze will Schiller uns überreden, dass die Griechen durch die Vorstellungen ihrer Religion die Freuden der Geschlechtsliebe entzückender fanden; in den beiden letzten Strophen dieser Stanze behauptet er sogar, die Dichterreligion habe die Bewahrung weiblicher Keuschheit befördert.

Dass der Bund, den Amor zwischen Göttern und Menschen knüpfte, die Zufriedenheit und das Lebensglück unzähliger Menschen stören musste, haben wir auf voriger Seite gesehn. Aber dass auch

die schönere Hälfte des Menschengeschlechts, so wenig die, welche auf Eroberung eines Gottes sich Hofnung machten, als auch ihre weniger schönen Schwestern bei jenem Bunde nicht lebensfroh sich empfinden konnten, wollen wir jetzt bemerken.

Wenn der hohe Stolz einer schönen Griechin, selbst den Donnergott Zeus einmal vielleicht fesseln zu können, auch ein Bewahrungsmittel ihrer Tugend ward, und die Phantasie dieser Schönen mit lieblichen Bildern erfüllte; so hatte dieser Stolz wieder in der Folge den nachtheiligen Einfluss auf ihr Glück, dass, wenn auch ein Alcibiades ihr Gatte wurde, sie keine glückliche Gattin ward; denn ihre Reize waren ja nach ihrem Dafürhalten werth, von einem Gotte genossen zu werden. Dass auch diese Bemerkung nicht übertrieben sey, erhellt aus den wahren analogen Bemerkungen, die häufig in unsern Erziehungsschriften vorkommen, es habe nämlich den schädlichsten Einfluss auf das künftige eheliche Glück der Jungfrau, wenn sich die Idee von einem Grandison zu tief in ihrer Seele fixirte; in Verbindung mit einem guten Gatten werde sie

sich dann nicht glücklich empfinden, weil sie sich für eine Clarisse und eines Grandisons werth hält.

Auf den grösseren Theil der Griechinnen endlich, die nicht wie Jene des Reizes, sondern der Hässlichkeit heiligen Gürtel zu hüten hatten, wirkte die Vorstellung, dass weibliche Schönheit auch Götter besiege, keine Lebensfreude, sondern Neid und Missmuth. Ich darf sogar behaupten, dass zu dem bekannten *) Entschlusse jener Gruppe von Milesischen Jungfrauen, Selbstmörderinnen zu werden, die Idee viel beigetragen habe, (wenigstens bei vielen derselben) dass ihnen die auszeichnende Schönheit fehle, die selbst den Donnergott zu fesseln vermöge.

Nicht also konnte der Stolz, auch über Götter zu gebieten, das Leben der Griechinnen verschönern; eben so wenig ihre Tugend bewahren. Die mehrsten aus Griechenland bekannten Weiber sind durch Götter Mütter geworden. Ein Beweis, dass Männer, die bei den

*) Valer. Maxim. L. 8. Cap. 9. in Extern. §. 3.

stolzen Schönen ihren Zweck als Menschen nicht erreichen konnten, glücklich zu werden verstanden, wenn sie in dunklen Hainen die Götterrolle spielten. Das ist eine sehr relative Tugend, die man vor Menschen beschützt, und den Göttern Preis giebt!

Siebente Stanze.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars hohen Hymnen floss,
Niederströmte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias sich goss.
Bessre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Wider die vier ersten Strophen dieser Stanze kann keine Kritik etwas einzuwenden haben. Himmlisch und unsterblich sind allerdings viele Gedichte der Griechen; Arion und Orpheus mögen in der Tonkunst zu einer hohen Vollkommenheit gelangt seyn; wir halten Phidias und Pigmalion für grosse Bildner; dies alles hindert die Ueberzeugung nicht, dass viele Dichter und Künstler neuerer Zeiten jene übertreffen. Auch Schiller hält sicher die griechischen Dichter und Bildner nicht für die vollkommneren; sonst würd' er ge-

sungen haben: himmlischer, unsterblicher war das Feuer u. s. w. Die Mythologie schuf nicht die vortreflichen Kunstwerke der Griechen; sondern diese erfanden und verschönerten die Mythologie.

In den letzten vier Strophen fängt der Dichter wieder zu vergleichen an und den Vorzug seiner Griechen ins Licht zu stellen.

Bessre Wesen hätte das griechische Alter umfasst? Dies heisst doch wahrlich eben so sehr übertrieben, als wenn man im Gegentheile mit alten Theologen die Tugenden der Griechen und Römer glänzende Laster nennt. Vaterlandsliebe, Freundschaft, Tapferkeit, Verachtung des Lebens (die beiläufig der gepriesenen Lebenslust im griechischen Menschenalter widerspricht,) dies waren die hervorragenden Tugenden jener Zeit; und die können lange noch nicht gute Wesen bilden.

Edlere Gestalten kündigten damals die hohe Abkunft der Menschen an? — Die vorzüglichsten

Griechen hatten einen Gott zum Vater, oder eine Göttin zur Mutter, das heisst, sie waren Kinder der Liebe, und diese sind bekanntlich in allen Zeitaltern gewöhnlich schön. Wenn auch unsre Jünglinge und Jungfrauen nie (nach Bürgers Ausdrucke) in schnöder Wollust Schooss die Fülle der Gesundheit giessen, und Liebe sie zum Altare führt; so werden auch sie Eltern edelgestalteter Söhne und Töchter werden; die dann nicht des Namens Kinder der Gleichgültigkeit und Schwäche, sondern Kinder der Liebe werth sind.

Achte Stanze.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Warum werther? warum theurer, als uns noch jede Gabe der Natur ist? Der Grieche glaubte, sie der Güte eines Gottes oder einer Göttin; wir glauben sie dem Ersten gütigsten Wesen zu verdanken. Der Griech' erblickte seine gabenspendenden Himmlischen so wenig, wie wir die gütervertheilende Gottheit. Konnte dem Griechen die Gabe theurer, angenehmer seyn, weil er sie von der Huld eines, das heisst, bald dieses, bald jenes Gottes empfing? Der von Einem Gotte begünstigte Grieche hatte immer den Hass einer andern Gottheit zu fürchten. Bei-

spiele haben wir schon angeführt und finden sich häufig im Homer. Der Gedank' aber, unter dem Schutze Eines wohlthuenden und unter dem Hasse eines andern schadenden mächtigen Wesens zu stehn, verleidet schon den Genuss der Gaben, schwächt folglich die Lebensfreude. Auch vertheilt sich die Dankempfindung des Gabengeniessenden zu sehr in dem Falle, als dass er den Werth der Geschenke lebhaft empfinden könnte. — Jeder Gang auf die Flur hinaus zeigt uns, wie viele Naturkräfte unter dem Willen des liebevollsten Wesens in Harmonie gebracht werden mussten, ehe uns der entzückende Anblick der Schöpfung verschaft werden konnte. Dem Griechen hingegen zeigte die Phantasie, welche Unzahl vernünftiger Wesen geschäftig seyn musste, eh' er dieser schönen Ansicht sich zu erfreuen vermochte. Iris musste erst thätig seyn, um den Regenbogen zu wölben; ohne Aurorens und Himeros Beitritt konnte kein Morgenroth den Horizont vergolden. — Wenn der Grieche seinen Kuchen mit Wohlgefallen verzehrte, so musste sein Dankgebet sich 1. zu Gaia (zur Erde), die ihren Schooss dem Brodtkorne öfnete, 2. zu Dämätär (Ceres) er-

heben, die dem Halme Gedeihen gab, 3. zu Hälios (der Sonne), der die Aehre reifte, und 4. zu Aeskulap, der ihm beim Genuss des Kuchens Gesundheit verlieh. So viele, weit mehrere Götter und Göttinnen noch mussten eines wohlschmekkenden Kuchens wegen geschäftig gewesen seyn. Bei dieser Vorstellung hätte Desbarreaux sein*) *Tant de bruit pour une omelette!* rufen können.

Werther ist von Eines Gottes Güte, theurer jede Gabe der Natur; als von vieler Götter Güte. Denn einzelne Geschenke, welche mir bald dieser, bald jener Gott spendet, sind nur fragmentarische Beiträge zu meiner Glückseligkeit; ich kann daher die Gabe nicht so hoch schätzen und auch den Geber nicht, weil dieser wohl darauf denkt, mir ein frohes Stündchen, aber kein frohes Daseyn zu verschaffen. Der Genuss einzelner Vergnügungen bildet so wenig einen glückseligen Lebenslauf, als die Übung einzelner guten Thaten einen tugendhaften Lebenswandel ausmacht. Werther und lieber wird mir hingegen jede Gabe, wenn ich

*) Menagiana, pag. 240-241.

sie als einen Theil des Lebensglücks betrachte, welches Ein mich liebendes Wesen angeordnet hat.

Mein Freund Werner erinnert sich, wie er mir einst erzählte, aus seinem Knabenalter des Entzückens, mit welchem er jedes Geschenk von seinem Vater, dessen zärtliche, weise Sorgfalt ihm in Allem bemerklich war, empfangen habe. Aber, fuhr er fort, mein guter Vater starb, und von nun an erhielt ich alle Wohlthaten bald von meiner Stiefmutter, bald von deren Kurator, bald von dem einen, bald von dem andern meiner beiden Vormünder; und sehr oft empfing ich Eine einzige Gabe, wenn zuvor alle Jene lang' und reiflich gerathschlagt hatten, aus ihren Acht Händen. Wir insgesammt, hiess es dann, machen dir dies Geschenk. Welch ein Lerm, dacht' ich, eines Eierkuchens wegen! und mochte das kostbare Geschenk nicht vor Augen behalten. Da ich noch alles Gute von meinem guten Vater empfing, dacht' ich dann weiter, wie ganz anders, anders war es da! Bat ich ihn um etwas; so führt' er mich, statt zu antworten, auf andre Ideen. Fand ich nach einigen Tagen das Erbetene auf meinem Zimmer; so erkannt' ich daraus, dass

er meine Bitte erfüllenswerth gefunden habe, und umgekehrt. — Noch erinnr' ich mich mit Entzücken der Zeit, da ich mit dem Unterrichte in der Naturgeschichte den Anfang machte. Damals liess er mich in Büffons Naturgeschichte von Otto blättern. Flehentlich bat ich ihn, mir dies schöne Buch zu meinem freien Gebrauch zu schenken. Er antwortete wie gewöhnlich. Und nach einigen Tagen fand ich Bertuchs Bilderbuch für Kinder auf meinem Zimmer, und lernte, dass mein klügerer, und weisegütiger Vater dies Geschenk meinem Alter angemessener gefunden habe.

Wenn endlich der Dichter sagt: dass den Griechen jede Gabe theurer, werther war, weil sie jede von einem eignen Gott empfingen; so sagt er zugleich, dass die Griechen ausschliesslich diese Idee hatten. Dies ist aber bekanntlich nicht wahr. Der Katholik empfängt seine Naturgaben noch immer von Maria oder irgend einem Heiligen.

Neunte Stanze.

Liebenswerther mahlte sich die Jugend,
Blühender in Ganimedas Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen noch es knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parcen Hand.

Das jugendliche Alter führt an sich schon so unausdrückliche Reize mit sich, dass kein Jüngling, keine Jungfrau des Bildes einer Ganimeda (Hebe, Göttin der Jugend) bedarf, um des Lebens froher zu werden. Eben so entbehrlich ist Tritoniens (Minervens) Medusenschild dem Krieger, um seine Tugend der Tapferkeit zu befeuern. Die Gedanken an Ruhm, Vaterland, Freiheit, Religion, sind zu allen Zeiten und unter allen Nationen auffordernd genug zur Heldenkühnheit gewesen.

Aber wie? Unter den Anhängern der Dichterreligion hätte sich in den ehelichen Verbindungen mehr Glück (sanfter war u. s. w.) und mehr Treue (heiliger war u. s. w.) als unter den Verehrern der philosophischen und positiven Religion gefunden?

»Sanfter war, da Hymen noch es knüpfte,
»— Der Herzen ew'ges Band.«

Ich sehe doch, beim Himmel! nicht, wie das Eheband in der griechischen Welt durch den Beitritt des Gottes Hymen sanfter werden konnte, als es in unsern Tagen ist, da es durch einen Prediger, oder vor dem Pariser Nationalkonvente oder auf dem Amsterdammer Rathhause geknüpft wird. Führt wahre Liebe das Brautpaar zum Altare, oder vor den Konvent, oder aufs Rathhaus; so dünkt ihm das ewige Band der Herzen sanft, und es hegt den Wunsch nicht, dass das Band auflöslich seyn möge. Die Phantasie wahrer Liebenden beschäftigt sich mit dem Glücke gegenseitigen Besitzes, und ihre Empfindungen äussern sich in Dank gegen das liebevolle Wesen, das sie einander sich finden liess. Ihre Einbildung beschäftigt sich aber nicht mehr oder weni-

ger

ger mit einem unsichtbaren, eheknüpfenden Gott Hymen, als mit einem sichtbaren kopulirenden Prediger, Konventsmitgliede oder Rathsherrn.

»Heil'ger war, da Hymen noch es knüpfte,
»— — der Herzen ew'ges Band.«

Heiliger, treuer wäre der Ehebund bei den Griechen gehalten? Wen wird der Dichter überzeugen? Gesetzt es liessen sich aus neueren Zeiten mehr bekannt gewordne Ehebrüche aufzählen, so bewiese dies nichts für, sondern viel wider die Behauptung unsers Dichters. Die Überzahl neuerer Ehebrüche bewiese gerade die Seltenheit derselben und die Missbilligung ehelicher Untreue bei der neuen Welt. Das Seltene wird bemerkt und ausgezeichnet. Im griechischen Zeitalter waren hingegen Verletzungen der ehelichen Treue so etwas Alltägliches, dass man sie nur selten, nur wenn sie einen zehnjährigen trojanischen Krieg zur Folge hatten, des Singens und Sagens werth hielt. Und selbst jenes weltbekannten Ehebruchs wegen, der so vieler vortreflichen Krieger Leben kostete, konnte Helena nicht getadelt werden, und ward Helena nicht getadelt. Paris hatte der Göttin Venus den

goldenen Apfel zuerkannt; dafür war ihm die schöne Helena versprochen. Nun, beim Himmel! eine Göttin wird doch wohl die Erfüllung ihres Versprechens durchzusetzen wissen! wer es wagt, der Helena ihres Ehebruchs wegen einen Vorwurf zu machen, dem antwortet diese Schöne hiemit durch mich: ich war schuldlos! Venus sandte ihren Sohn Amor, der den Liebespfeil in mein zärtliches Herz drückte, so bald ich Paris zum erstenmal erblickte. Ich musste diesen schönen Mann lieben, musste meinem Gemahl Menelaus ungetreu werden — um die Göttin nicht wortlos zu machen. Auf diese ihre Vertheidigung kann niemand etwas antworten. Ihre Religion spricht sie frei. — Wenn ein Abergläubischer ein begangnes Verbrechen damit vor seinem Prediger in unsern Zeiten entschuldigen will: dass der Teufel es ihm eingegeben habe; so wird er mit der Antwort abgewiesen: die christliche Religion lehre nirgends, dass der Teufel zu Frevel-Gedanken und Thaten reize, sondern sage vielmehr: aus dem Herzen entspringen böse Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w. Matth. 15, 19. — Die Dichterreligion hingegen erlaubte die Ehebrü-

che, welche, wie die ausserehelichen Umarmungen, unter dem Schutze und der Begünstigung Cytherens standen. Ob ich dies beweisen kann? — Ich nur mittelbar durch eine natürliche Schlussfolge. Athenäus aber beweist es unmittelbar durch folgende unverwerfliche Erzählung *). „Es »gab zu Korinth ein altes Gesetz, nach »welchem, wenn die Stadt eines wichti»gen Geschäfts wegen feierliche Gebete »an Cythere richten würde, man so viele »Lustmädchen wie möglich versammlen »solle, dass diese dem Pompe beiwohnen, »die Göttin anflehen und die letzten in »ihrem Tempel bleiben möchten.« Hier bezeugt also eine angesehene griechische Stadt durch ein Gesetz, dass sie glaube, die Lustmädchen erzeigen Cythere durch ihre Preisgebung einen Dienst, und vermögen so viel bei dieser Göttin, dass dieselbe um ihrer Gebete willen das allgemeine Wohl befördert. Hierdurch bezeugten die korinthischen Griechen zugleich, dass sie nicht nur im Ernste an die Ehebrüche der Göttin Cythere glaubten; sondern dieselben auch für erlaubt

*) Athen. Libr. 13. p. 573. ex Chamaeleonte Heracleote in Libro de Pindaro.

hielten. Und eben die Handlungen, welche man an einer Göttin billigt, die der allgemeinen Verehrung würdig gehalten wird, müssen auch den sie verehrenden Menschen erlaubt seyn.

»Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
»Weicher durch der Parzen Hand.«

Auf der körperlichen Beschaffenheit beruhen die stärkeren oder geringeren Schmerzen in den letzten Stunden. Religiöse und philosophische Vorstellungen können und müssen dem menschlichen Geiste Fassung, ja Heiterkeit beim Gedanken an den Übergang in die Ewigkeit mittheilen; vermögen aber nichts über die körperlichen Schmerzen des Sterbenden, deren Grad von der derzeitigen Leibesbeschaffenheit abhängt.

Der Dichter will uns folglich nur überreden, dass die Dichterreligion mehr als die philosophische und positive Religion den menschlichen Geist in Stand setzte, mit Heiterkeit den Tod zu denken. Den Ungrund dieser Behauptung will ich bei Beurtheilung der vierzehnten Stanze zeigen.

Hier wollen wir bloss anmerken, dass der Ausspruch unsers Dichters, (nach wel-

chem die Vorstellungen der Phantasie wirksamer zur Besiegung der Todesschrekken seyn sollen, als die Gründe des Christenthums und der Vernunft,) gewiss auch, obgleich nicht in dem Grade, tadelswerth und unerweislich sey, wie die Behauptung der Priester zu Ludwig des Vierzehnten Zeit, *) da nämlich Erstre den Letztren zu überreden suchten, dass nur die Katholiken in seinem Lande frohen Muthes stürben; alle Hugonotten aber in Verzweiflung den Geist aushauchten. — Der sterbende Hume sagte zu seinen Freunden: seht, wie ruhig ich sterbe! Addison sprach sterbend zu seinem Neffen: sieh, wie ruhig der Christ stirbt!

*) Le Gendre la Vie du Bosc. pag. 37.

Zehnte Stanze.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den grossen Freudenbringer.
Faun und Satyr taumeln ihm voran.
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.

*) »Bachus erscheint bei uns (zum männ»lichen Alter Herangewachsenen) nur in »einer andern Gestalt. Er ist mit uns »männlicher herangewachsen. Wir ko»sten seine Reize und erheitern uns fröh»lich in seiner Gesellschaft, aber er muss »sich auch mit uns über andre Gegenstän»de zu unterhalten wissen, sonst fühlen »wir bald, dass man sich mit dem »Gotte des Weins, wenn er auch »noch so freudetrunken ist, beim »langen Herumziehen auf seinen »Bergen ennuyiren könnte.«

*) Teutscher Merkur, 1788. April. 1. Über Polytheismus. Seite 299.

Eilfte Stanze.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mitgenoss,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floss.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Die Geschichte widerspricht dem Vorgeben des Dichters. Die Griechen waren nicht lebensfrohere Menschen durch ihre Religion der Phantasie. Die Weisen unter ihnen klagen häufig und stärker als selbst Bayle und Voltaire über das Elend des menschlichen Lebens. Und diese Weisen konnten doch beurtheilen, ob Mythologie oder Philosophie am mehrsten die Lebensfreude befördern. Ihre Phantasie war von Jugend auf durch die Dichterreligion erwärmt, und ihr Verstand durch Weltweisheit gebildet. Aber ihre Dichterreligion machte sie zu lachenden Demokriten und ihre Philosophie zu weinenden Herakliten. Keine von bei-

den liess sie lebensfroh werden. — Doch, wendet unser Dichter ein, gerad' ihre finstre Weltweisheit zerstörte die schönen Bilder der von der Dichterreligion belebten Phantasie. — Warum waren denn so viele Griechen, die sich wenig um die Weltweisheit bekümmerten, ihres Lebens müde? Warum entschlossen sich eine Menge Zuhörer des Hegesias, der die Leiden des Lebens lebhaft darstellte, zum Selbstmorde? Haben die berühmtesten Kanzelredner unter den Mönchen, die immer von der Eitelkeit alles Irdischen predigten, Lebensüberdruss unter ihren Zeitgenossen bewirkt? Warum haben sie nicht? Weil seit achtzehn Jahrhunderten in den Seelen der Menschen sich solche Vorstellung von einem weisegütigen Weltregierer fixirt hat, wider welche die Vernunft sich nicht empören, und womit die Phantasie zufrieden seyn kann. Der grosse Haufe unter den Griechen und Römern war hingegen leicht zum Lebensüberdruss und zur Verzweiflung zu bringen. Denn die Armseligkeit dieses Erdenlebens (so lange man es für sich und nicht als Vorbereitung auf eine künftige Lebensperiode betrachtet) lässt sich leicht ins Licht stellen. Sah der grössre, mit der Philoso-

phie unbekannte, Theil des griechischen und römischen Volks auf diese Armseligkeit der Erdenexistenz; so musst' er verzagen und verzweifeln, wie dies bei Hegesias Zuhörern und bei den Milesischen Mädchen, die sich zu ermorden entschlossen *), der Fall war; denn sie fanden sich, umgeben mit sechs und dreissig tausend Göttern, in der Lage des Tantalus, der, bis ans Kinn im Wasser stehend, seinen Durst nicht zu löschen vermochte. Sie sahen ein, dass ihre ohnmächtigen, uneinigen, lasterhaften und thörichten Götter Hirngespinste seyn, die weder glücklich machen könnten noch würden.

»Nennt der Meinige sich dem Verstande?«

Nannten die Götter Griechenlandes sich der Phantasie? Nicht mehr wenigstens, als unser Gott sich dem Verstande nennt.

**) »Bescheiden
»Verhüllt er (der Gott des Verstandes) sich in ewige Gesetze,
»Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
»Ein Gott? ruft er; die Welt ist sich genug! —
»Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
»Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.«

*) Plutarch Tract. de fortitudine mulierum.

**) Schillers Dom Karlos, Infant von Spanien.

Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?

»Bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze!« In ihnen erblickt das Auge des Verstandes den Weisegütigsten unendlich deutlicher, denn sie sind allenthalben um ihn her, als der Blick der Phantasie den Gott Zeus durch der Gewölke Zelt zu schauen vermochte.

Mühsam späh' ich im Ideenlande.

Mühsam! Also doch nicht vergeblich? — Hier ist ein Widerspruch. Mit Mühe, sagt der Dichter, kann ich etwas von dem Gotte des Verstandes im Ideenlande entdecken. Dass dies der Sinn sey, zeigen die gleich folgenden Worte: fruchtlos ist mein Streben ihn in der Sinnenwelt aufzufinden. — Ich kann also mit vieler Mühe im Ideenlande den Gott des Verstandes treffen? — Vorhin sagte der Dichter aber: Nennt der Meinige sich dem Verstande? das heisst: er nennt sich dem Verstande nicht. *) *Ay, and no, too was no good divinity!*

Fruchtlos späh' ich in der Sinnenwelt.

Fruchtlos doch wahrlich nicht. Selbst Kant findet den physikotheologischen

*) Shakespeare's King Lear. Act. IV. Sc. VI.

Beweis des Daseyns Gottes nicht nur rührend, sondern auch überzeugend. *) »Derselbe vermehrt, sagt er, den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu »einer unwiderstehlichen Überzeugung.«

Der Dichter schadet seiner Überredung dadurch sehr, dass er hier die nach seiner Meinung fruchtlosen Bemühungen der Vernunft, den Geber der Lebensgüter zu finden, mit den Vorstellungen der Phantasie von Griechenlands Göttern vergleicht. Denn das Tertium Komparationis fehlt da. — Es macht der Vernunft Mühe, sagt Schiller, den Geber der Gaben aufzufinden. Wohl. Also hatte die Vernunft der Griechen dieselbe Mühe. Von dieser Vernunft der Griechen will der Dichter aber gar nicht reden; sondern nur von den Vorstellungen ihrer Phantasie. Die Vernunft der Griechen durfte sich ja nicht in die Dichterreligion mischen; oder letztre hörte gleich auf, Lebensfreude zu bewirken. Platos Vernunft verbannte Homer und Hesiod ihrer fabelhaften Götter-

*) Kants Kritik der reinen Vernunft. Vierte Auflage. Riga 1794. Seite 652.

lehre wegen aus seiner Republik. — Schiller hätte diesemnach nicht die Mühe, die unsre Vernunft im Ideenlande hat, erwähnen; sondern wie im grössten Theile seines Gedichts zeigen sollen, wie viel beglückender die Vorstellungen der Phantasie im griechischen Zeitalter gewesen seyn. — — Unser Verstand ist ohnstreitig reicher als der Griechen Verstand, und unsre Phantasie, so Gott will, nicht ärmer als ihre geworden. Der Griechen Vernunft spähte fruchtlos in der Sinnenwelt, um dort die Oreaden, Najaden, Dryaden u. a. zu finden; nur ihre Phantasie wähnte dieselben dort zu treffen. Dass die Vernunft mühsam spähen muss, liegt in ihrem Berufe. Der Phantasie Beruf ist Genuss. Ich geb' einem Kinde am Weihnachtsabende einen Marzipan und sag' ihm: den schenkt dir der heilige Christ. — Dem Kind' ist es gleich, ob Vater, Mutter, Oheim, Base oder Christ ihn schenke; es verzehrt sein Geschenk, ohne zu grübeln. Ich geb' einem Knaben mit denselben Worten dasselbe; und er fragt: da ich alles übrige Gute von dir, Vater, habe, warum nicht auch dies?

Zwölfte Stanze.

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schöngeschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Diese Stanze zeigt vor den übrigen, dass ich bei Beurtheilung unsers Gedichtes, das die Vorzüge der Mythologie ins Licht stellen will, nicht bloss auf die philosophischen Systeme, sondern auch auf die positive Religion Hinsicht nehmen musste. Denn beide nimmt der Dichter offenbar zu Gegensätzen. — Die Tempel der Griechen glichen Pallästen; in unsern Kirchen herrscht traurige Stille. (Verglichen Stanze 13. Strophe 5. 6.) Die griechischen Götter wurden durch Heldenspiel, Feste, Tanz, Opfer, Freudetaumel; unsre Gott-

heit wird nur durch Entsagen gefeiert. (Stanze 13. Strophe 8.)

Dass die Griechen durch Heldenspiel, Wettrennen, Tanz, Siegeskränze u. s. w. ihres Lebens froh zu werden suchten; dies ist ihnen von den folgenden Zeitaltern zu gönnen, aber nicht zu beneiden, weil auch die Menschen der folgenden Jahrhunderte sich gleiche Freuden zu schaffen verstanden haben. Seelenvolle Tänze sind in allen Menschenaltern getanzt; Wettrennen belustigen noch den Britten; und wenn in den Ritterzeiten der Sieger aus den Schranken zurückkehrte und aus seiner Geliebten Hand ein unbedeutendes Geschenk erhielt; so machte dasselbe ihn gewiss seliger, lebensfroher, als ein griechischer Sieger sich empfinden konnte, der einen Belohnungskranz aus den Händen des Publikums empfing. Die Gunst seiner Geliebten ist dem Jünglinge unendlich erfreulicher, als der Beifall einer Volksmenge.

Der Grieche wusste sich also zu vergnügen; die Folgemenschen verstanden dies gleichfalls. Wer aber war Meister in der Kunst, sich zu belustigen? — Wir

haben schon darauf geantwortet. Die Freudempfänglichkeit hat sich nicht vermindert; war nicht bei den Griechen das *non plus ultra*, wie das gewählte Beispiel aus den Ritterzeiten beweist.

Aber die Hauptsache in der Schillerschen Darstellung ist folgende: Der Grieche wusste sinnliches Vergnügen mit seiner Göttervereherung zu verknüpfen. — Ich erblicke darin keinen Vorzug; sondern einen wichtigen Nachtheil für die Sicherung der Lebensfreude.

Find' ich, dass meine Gottheit (ich mag an ein oder an mehrere Wesen glauben) meiner Huldigung werth sey, das heisst: ist sie so beschaffen, dass mein Verstand wider ihr Daseyn, ihre Anordnungen, Eigenschaften nichts gegründetes einzuwenden vermag, und eben dann und darum erst sich meine Phantasie das liebenswürdigste Bild von ihr schaft: so find' ich ohne weitre Belehrung, dass ich dies liebenswürdige Wesen auf eine zwiefache Weise durch mein ganzes Leben verehren kann und muss. Zuerst hab' ich bei meinem Thun und Lassen, Denken und Han-

deln, bei meinen Geschäften und Vergnügungen immer die Idee vor Augen zu behalten, dass ich unter der Allwissenheit meiner Gottheit, welcher alles gegenwärtig ist, stehe. Diese Art der Verehrung muss ihr schon gefallen, weil ich durch die beständige Hinsicht auf sie ihr beweise, wie werth sie in meinen Augen ist, und wie geneigt ich bin, die Vorstellungen, Handlungen und Vergnügungen zu verbannen, bei welchen mir der Gedank' an sie unwillkommen und hinderlich ist. Zweitens leuchtet mir die Nothwendigkeit ein, zu gewissen Zeiten mich von meinen gewöhnlichen Gedanken, Zerstreuungen, Geschäften zurückzuziehn, um freier und ungehinderter an die Gottheit denken, ihrer Wohlthaten mich erinnern, mich des Glücks freuen zu können, dass ich unter ihr bin und seyn werde, und zu untersuchen, in wie weit bisher mein Benehmen mit ihrem Willen übereinstimme.

Alle Religionen haben den Menschen diese zwiefache Verehrung der Gottheit empfohlen; und es giebt keine andre, würdigere Art. Die Dichterreligion sagte also auch den Griechen: denke beständig an die unsterblichen Götter, fürchte ihren

Zorn,

Zorn, wenn du sie beleidigst, hoffe gutes von ihnen, wenn du tugendhaft bist. Dieser Befehl umfasst also die angegebene Erste Art der Götterverehrung. Aber keine Völker kamen dabei mehr in Verlegenheit, als die Griechen und Römer. Jede That, die sie mit Hinsicht auf Einen ihrer Götter vollbrachten, und durch deren Ausübung sie folglich ihre Verehrung gegen diesen einen Gott bezeigten, war eine Beleidigung gegen einen andern Gott. Jede That war Verehrung eines und Verachtung des andern Himmlischen. Zum Beispiel: Cygnus, des Kriegsgottes Mars Sohn, fordert, (wie Hesiod uns im Schilde Häräkläs erzählt) Herkules zum Kampf heraus. Soll ich, muss Letztrer sich fragen, hier die Tugend der Tapferkeit üben oder nicht? Schlag' ich mich mit Cygnus und tödt' ihn — so wird Mars mein Todfeind. Vermeid' ich den Kampf — so wird Minerva (die Mars und dessen Sohn hasst) meine unversöhnliche Feindin. Wessen Hass ist der furchtbarste, Mars oder Minervens? Ich weiss nicht. Wessen Gunst ist mir am vortheilhaftesten, des Gottes oder der Göttin? Ich weiss nicht. Was soll ich also in diesem Falle thun? Ich weiss nicht. Dies war das einzigmög-

liche Resultat der Überlegung. — Archiver! ihr wagt es, gegen Troja die Waffen zu ergreifen, und wisst doch, wie viele Götter diese Stadt zu Schutzpatronen hat? Wundert euch daher nicht, wenn eure edelsten Krieger in diesem Treffen fallen werden; dies ist gerechte Strafe eurer Verachtung der trojanischen Schutzgötter. Aber ihr Trojaner erkühnt euch wider die Archiver zu kämpfen? Erwägt ihr denn nicht, dass so viele Götter Beschützer und Freunde dieser vortreflichen Helden sind? Beklagt euch nur nicht, Trojaner, wenn eure Stadt erobert und verbrannt wird. — Ihr geblendeten Archiver und Trojer! Haltet ihr euch für mehr als für Puppen unter den Händen eurer willkürlich handelnden, uneinigen Himmlischen? Sie, nicht ihr, führen den zehnjährigen Krieg; ihr seyd in ihren Augen, was Fallstaffs Soldaten in den seinigen waren — gut genug zum Verschiessen. — Darf ich in Beispielen mich noch auf andre Tugenden, als auf die Tapferkeit, verbreiten? — Der Grieche brauchte keine Tugendübung zur Verehrung seiner Götter. Auch bei Freveltaten wusst' er ihnen zu huldigen. Wir bemerkten unter der fünften Stanze, dass griechische Jüng-

linge, um schuldlose Mädchen zu verführen, sie durch Kupplerinnen in heilige, dunkle Haine führen liessen, und sie dort unter der Larve eines Gottes betrogen. Ein griechischer Jüngling, der sein Opfer dort hatte hinführen lassen, konnte auf dem Wege nach dem heiligen Haine folgendes Selbstgespräch halten: Du allerforschender Zeus siehst meinen Gang, aber du missbilligst mein Unternehmen schwerlich. Ich denke sogar dir durch dasselbe meine Verehrung zu beweisen. Ich ahme dir nach, der du so manches Erdenmädchen verführt hast. Ich übertreffe dich sogar. Du betrogst Mädchen unter der Gestalt eines Menschen, oder auch eines Viehes, ich will meine Schöne unter der Larve eines Gottes verführen. Sie soll wähnen, dass ich der Donnergott Zeus bin. — Man darf diesen Jüngling nicht tadeln, so lange man ihn bloss als Verehrer seiner Dichterreligion betrachtet, dem platonische und sokratische Vorstellungen nichts galten. Die Religion hatt' ihn auf die Idee seines jetzigen Unternehmens geleitet.

*) Da die Götter menschlicher noch waren,

*) Stanze 24. Strophe 7. 8.

(Da Zeus und Hyperion noch Menschen wurden, um die Unschuld zu verführen,)

Waren Menschen göttlicher.

(Da verwandelten Menschen sich in Götter in gleicher Absicht.)

Unser Jüngling durfte sogar auf seiner Wallfahrt zu einer Schandthat noch mehr wagen, er durfte den Beistand Cytherens erflehen und ihr für denselben ein Opfer versprechen. Und so handelte er wie ein junger Prinz, von dem Margrethe von Valois erzählt *), »er habe nie unterlassen, »so oft er nach Paris gegangen sey, um »dort seine Geliebte, eine Advokatenfrau, »zu besuchen, auf dem Wege dahin in eine »Kirche zu gehn und dort zu beten.« Margrethe macht dabei die Anmerkung: ob»wohl dieser Prinz so lebte, war er doch »ein Prinz, der Gott verehrte und »liebte.« Montaigne aber merkt bei dieser Anmerkung Margrethens an **): »Be»weist dies nicht hinreichend, dass eine »Dame unfähig ist, theologische Materien »abzuhandeln?«

*) Journée III. Nouvelle 25. pag. 272. Paris 1515.
**) Essais de Montaigne. Livr. I. Chap. 56.

Die Griechen konnten also gar nicht auf die Erste angeführte Art (nämlich durch stete Hinsicht auf den Willen der Himmlischen) ihre Götter verehren, wenn ihnen dieselben nicht zugleich lächerlich und verächtlich werden sollten. Und gerade darum eben so wenig auf die Zweite Art, das heisst, durch temporelle Sammlung ihrer Gedanken, um sie ungehinderter auf die höchsten Wesen zu richten.

Sind unsre Götter, so mussten die Griechen denken, einmal so launigte, uneinige Wesen, dass wir immer wider einen derselben sündigen, wenn wir dem andern huldigen; so sind sie nicht werth, dass wir unsre Gedanken vom Sinnlichen ab- und ihnen zuwenden. Ist ihr Wille so schwankend; können wir sogar zu Frevelthaten ihre Gunst erflehen und hoffen; so sind uns keine Stunden der Selbstprüfung nöthig: wir mögen denken und handeln, wie wir wollen; wir kommen hier und dort doch bei einigen Himmlischen in Gunst, fallen dort und hier doch bei andern in Ungnade. — Aber Verehrungs-Feste müssen wir gleichwohl ihretwegen anstellen, um einige der vornehmsten Göt-

ter, so viel möglich ist, uns zu Freunden zu machen. Doch wollen wir an diesen Festen uns dienen, und den Himmlischen zu dienen scheinen. Wir wollen es an diesen Tagen mit unsern Göttern halten, wie unsre Könige bei festlichen Gelegenheiten mit ihrem Volke. Sie geben eine Quantität Wein, Obst, Fleisch dem Volke zum Verzehren preis; sie selbst aber laben sich desto bas bei den gewähltesten Tafel-Speisen und Getränken. — Wir wollen opfern auf Altären den Unsterblichen, der Opferduft soll ihre Nasen, unser Preisgesang ihre Ohren ergötzen, und so wollen wir im Namen des Gottes Bachus Bachanalien, im Namen der himmlischen Venus Orgien anstellen. Unsre Freude sey der Hauptzweck an den göttergewidmeten Festen,

Uns verherrliche das Saitenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen.
Unsre Schläfe schmücken Siegeskränze,
Kronen unser duftend Haar!

Dreizehnte Stanze.

Seiner Güter schenkte man das beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte den erhabnen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Dem Dichter begegnet hier das Menschliche, welches allen vorzüglichen Köpfen begegnet ist, wenn sie eine Lieblingsidee auf Kosten andrer Meinungen erheben und erhellen wollen — sie stellen nämlich die Missbräuche, welche von andern Systemen gemacht sind, als das System selbst dar.

Wer behauptete je, und wer darf behaupten, dass man die Gottheit des Christenthums und der Philosophie durch Entsagen feiern kann? Nicht der Deismus,

und das reine, rechtverstandene Christenthum nicht.

a Die Richtung des Verstandes und Herzens auf das Gute, Wahre, und Schöne — heisst die Entsagung? Die Mässigung im Genuss des Sinnlichen und die Enthaltsamkeit von solchen Vergnügungen, deren Begleiterin zuweilen momentale Wollust, und deren Folge immer Ekel, Reue und Lebensüberdruss ist — heisst die Entsagung? Opfre ich dabei irgend etwas Schätzbares auf? Und lässt sich Entsagung ohne Darbringung eines grossen Opfers denken? — Wir wollen diese Fragen zur Abwechselung in unsers Dichters Silbenmasse fortsetzen:

Bin ich glücklich, wenn ich rasch geniesse,
Alles, was die Sinnenwelt mir beut;
Dem Vergnügen selbst mein Herz entschliesse,
Das, geschmeckt zu haben, mich gereut?
Wenn ich nicht aus jedem Becher trinke,
Welchen wilde Lüsternheit mir bot;
Nicht der Wollust in die Arme sinke —
Wähnt ihr mich für Erdenfreuden todt?

Bin ich glücklich, wenn ich ganz die Freude,
Erndt' und nächste Aussaat, aufgezehrt?
Thiere selbst entraffen ihrer Weide
Nie die Wurzel, die sie künftig nährt.

Gerne darfst du Freudenrosen pflücken;
Schone nur die Knospen und den Strauch:
Vorgefühl auf morgendes Entzücken
Würzt der Freude heutigen Gebrauch.

Bin ich glücklich, wenn ich durch Verbrechen
Wollust mir und — Seelenangst errang?
Wenn der Unschuld unbewachte Schwächen
Zu benutzen meiner List gelang?
Wenn des Todes Folge, die Verwesung,
Mir durch Wollust Todesursach ward; *)
Und in mir die Hofnung auf Genesung
Stets durch neuen Lustgenuss erstarrt?

Bin ich glücklich, wenn der reinen Liebe
Hohe Seligkeit mein Herz entbehrt;
Da mein Herz von diesem schönen Triebe
Mehr als kurze Sättigung begehrt?
Wenn ich nicht der Ehe sanfte Leiden,
Doch der Lüste Qual und Unbestand,
Nicht des Gatten und des Vaters Freuden,
Nur die Lust des Augenblicks empfand?

Bin ich glücklich, wenn in Spinngeweben
Meiner List sich das Gewürm verstrickt?
Wenn mich Geisteskraft und Glück erheben,
Und der Fluch des Unterdrückten drückt?

*) Bevor er stirbt, verwest der Wollüstling,
Des Grabes Moder dringt durch seine Jugend;
Er gleicht der Mispel, kaum gereift, umfing
Die Fäulniss sie — der Mispel schönste Tugend.

Wenn mein Geist bei Erdengüter Fülle
Sich nach edlern Geistesfreuden sehnt;
Und, umdämmert von des Lasters Hülle,
Gott und Ewigkeit — Erdichtung wähnt?

Bin ich elend, wenn ich nur begehre,
Was mir Fleiss und Tugend schaffen kann;
Und durch sie, so viel ich sonst entbehre,
Das Bewusstseyn meines Werths gewann?
Wenn mich nur ein mässig Loos getroffen,
Das doch heitre Phantasie verschönt?
Wenn bescheidner Wunsch und stilles Hoffen
Leicht mit jedem Schicksal mich versöhnt?

Bin ich elend selbst bei der Empfindung,
Dass des Glücks vielartigen Genuss
Erst der Tugend und Vernunft Verbindung
Schützen, heben und erweitern muss?
Dass des Weisen ächte, sanfte Freude
Jedes Lustvergnügen überwiegt?
Dass die Seele, frei vom innern Leide,
Jedes Erdenungemach besiegt?

Bin ich elend, wenn ich Furcht und Reue
Und der Wollust Ekel nicht empfand?
Wenn ich mich der Freuden andrer freue,
Weil ich mein und andrer Wohl verband?
Wenn durch Mitempfindung fremder Schmerzen
Sanfte Wonn' in meine Seele fliesst?
Wenn Verstand, der Bildner edler Herzen,
Auch die Form zu meinem Herzen giesst?

Bin ich elend, wenn das heisse Streben
Nach vollkommnen Freuden meinen Geist
Ausser diesem ersten schönen Leben
Noch ein schöneres ersehnen heisst;
Wenn mit dieser Sehnsucht kühnes Hoffen
Und mit dieser Hofnung mein Verstand
(Von der lichten Wahrheit Stral getroffen)
Unbegrenzte Zuversicht verband?

Bin ich elend, wenn im Glück und Leiden
Ich aus dieser Muth und Vorsicht nahm? —
O die Hinsicht auf der Zukunft Freuden
Überwiegt der Rücksicht Lust und Gram!
Aber, wenn der Witz getäuschter Thoren
Diese Zuversicht mir abgewann;
Ach! dann hab' ich, mehr hab' ich verlohren,
Als die Erde mir ersetzen kann!

Doch, *in verbis simus faciles.* Es mag also die Enthaltung von nichtswürdigen Vergnügungen, die dem Christen und Philosophen seine praktische Vernunft und Perfektibilität zur Pflicht macht — Entsagung heissen. Ist denn das nicht ebenfalls Entsagung, wenn der Grieche das beste seiner Güter, das liebste seiner Lämmer den Göttern opfert, um ihre Gunst zu erlangen? Waren die Himmelsbewohner, die so etwas von den Griechen verlangten,

oder nur gerne sahen, nicht Barbaren? Muss es nicht empfindlicher schmerzen, auf dem Altare sein Bestes hinzuschlachten, als in sich elende Vergnügungen zu verschmähen? Meine Gottheit verlangt nicht, dass ich ihr mein Liebstes opfre; sondern nur meine Neigung zu demselben der Liebe zu ihr unterordne. Das Gebot: Du sollst Gott über alles und deinen Mitmenschen sowohl als dich selbst lieben! ist ein Gebot der gesunden Vernunft. Denn heisst es etwas anders, als: du wirst das Liebenswürdigste am liebenswürdigsten finden, achten — wenn du kein Schaf bist? Hast du Verstand und Empfindung genug, um die schönen Geistes- und Herzens-Züge deiner Gattin, deines Freundes zu schätzen und zu lieben; so musst du ja natürlich das vortreffliche Wesen, welches jenen deinen Geliebten Fähigkeit und Gelegenheit gab, ihren Geist und ihr Herz so auszubilden, und dich mit ihnen in Verbindung führte, unendlich höher lieben und schätzen. Ich wiederhole Heinrich des Vierten unvergessliche Worte: »Wenn ich sterbe, meine Gabriele, so bist du mein vorletzter und Gott ist mein letzter Gedan-

»ke.« Spricht hier nicht Kopf und Herz zugleich? Drückt Heinrich seine Liebe hier zu schwach aus, weil er nicht übertreibt? Liebt er Gabriele weniger, weil er seine Liebe zu ihr seiner Liebe zur Gottheit unterordnet?

In dem Genusse aller geistigen und sinnlichen Freuden wird von uns stets die Freude über Daseyn und Leben mitgenossen. So mischt sich in alle Freuden des wahren Christen und Philosophen die Freude, dass er unter der Allwissenheit des liebenswürdigsten Wesens lebt und bleiben wird.

Vierzehnte Stanze.

Damals trat kein grässliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuss
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Das Bild des Todes unter einem Gerippe ist aus keiner Religion, aus keinem philosophischen System genommen. Jedem Denkenden und Empfindenden bleibt dies Geschöpf der Klöster widerstehlich, und er zieht demselben, wie unser Dichter, den Todesengel der Griechen vor. — Aber ausser dieser Vergleichung giebt auch jener Todesengel kein erfreuliches Bild vom Übergange in die Ewigkeit. Wenn wir Unsterblichkeit glauben; warum muss ein Todes-, warum nicht lieber ein Lebensengel das Bild unsrer Phantasie seyn? Die umgestürzte Fackel in der Hand des grie-

chischen Todesengels, dies Bild des verloschenen Lebenslichtes, empfiehlt sich wahrlich schlecht dem lebensfrohen Menschen. Die übergeschlagenen Füsse dieses Engels *) deuten auf die Ruhe im Grabe; aber Ruhe ist nur dem Trägen, nicht dem Thätigen interessant. **) »Nur »der Körper ersetzt seine erschöpften »Kräfte durch Ruhe; der Geist erfrischt »die seinigen durch Veränderung der Be»schäftigung;« für letztren ist daher der auf Ruhe des Grabes deutende Stand des Todesengels ein nichtssagendes Bild. —

Still und traurig senkt der Genius
Seine Fackel,

und theilt also den todbetrachtenden Menschen Stille und Traurigkeit mit; wie ein Gerippe ihm Schwermuth und Schrecken einflösst. Wie wenig überhaupt dieser Todesengel sich eignet, heitre Vorstellungen in der Phantasie zu erwecken, leuchtet ein, wenn wir bemerken, dass ihn ein Lehrer der Vernichtung

*) Siehe Lessings Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet.

**) Über — Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gedichtes, von Schiller. Siehe deutschen Merkur 1788. Mai. Seite 387.

eben sowohl und weit besser, als ein Lehrer der Unsterblichkeit, zum Bilde wählen könnte, um den Eindruck seines Vortrages bei den Zuhörern zu verstärken. — Stellt euch, Freunde, darf Ersterer sagen, den Tod, der euer ganzes Daseyn enden wird, nicht unter dem scheusslichen Bilde eines Gerippes vor. Ich will euch ein sanfteres Gemählde vor die Phantasie führen. Erblickt in dem Todesengel der Griechen einen reizenden Jüngling mit traurenden Blicken, die Euch zur Vernichtung Übergehenden bemitleiden. Seine Theilnehmung an eurem traurigen Schicksal tröste euch über euren Lebensverlust. Still und traurig senkt er seine Fackel, euer Lebenslicht verlöscht — er kann euch nicht retten, das ernste Schreckenverhängniss gebietet! Doch hat der schöne Jüngling mehr als Mitleid für euch. Kann er euch gleich nicht den Verlust eures unschätzbaren Lebens ersetzen — so führt er euch doch zur Freiheit und zum Frieden. Denkt nur an die schrecklichen Leiden und Beschwerden eures Erdenlebens und blickt auf des Todesengels übergeschlagene Füsse, die auf den Ruhestand deuten, zu welchem ihr im Tode gelangt. Freilich hat sein Bruder, der Genius des

Schlafs,

Schlafs, euch schon oft zur Vergessenheit der Erdennoth geleitet; aber der Todesengel ist der bessre Freund — er führt euch nicht zur temporellen, sondern zu einer ewigdaurenden Bewusstlosigkeit der Leiden.

Die andern Bilder des Todes waren bei den Griechen eben so wenig geschickt, Lebensfreude zu bewirken oder zu befördern. Stanze 9. behauptete der Dichter:

> Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
> Weicher durch der Parzen Hand.

Unter den drei Parzen begann Lachesis den Lebensfaden des Menschen am Spindel zu befestigen, Klotho spann diesen Faden fort und Atropos Scheere schnitt ihn ab. Letztre bezeichnete folglich den Tod des Sterblichen, und ihr Abschneiden des Fadens konnte keine erheiternde Vorstellung in der Phantasie des Griechen erwecken. Was wird nun, musst' er fragen, aus meinem abgeschnittenen Lebensfaden, da ich auf Unsterblichkeit hoffe? — Der Faden wird wieder angeknüpft? Davon sagt mir meine Religion nichts; aber ich muss es annehmen, weil sie mir Fortdauer des Lebens

nach dem Tode verspricht. Das Anknüpfen eines abgeschnittenen Fadens giebt nun einen Knoten; und wenn dieser auch so künstlich geschlungen wird, als der gordische war, so bleibt er immer ein Knoten. Und doch sagt mir meine Religion, (verglichen Stanze 16.) dass mein Schicksal, meine Freuden und Beschäftigungen in der Ewigkeit ganz die Fortsetzung meiner hiesigen seyn werden. Und doch soll ein durchaus neuer, andrer Faden mit meinem Lebensfaden sich durch einen Knoten verknüpfen? — — Kurz, das Abschneiden des Fadens ist eine widrige Idee, die zur Furcht vor Vernichtung leitet. — Ein sehr reizendes Bild hingegen würde die Phantasie in den drei Parzen erblickt haben, wenn die Dichter der Antropos statt einer Scheere eine Spindel voll Faden von schöneren, lichteren, bunten Farben gegeben hätten, welche Faden sie zu der Zeit, wenn der Mensch nach dem Willen des Verhängnisses zur Ewigkeit übergehn sollte, in den immer fortlaufenden Hauptfaden, den Klotho spann, einzuweben begönne und fortführe. Dies Geschäft für Atropos wäre um so einstimmender mit der dichtrischen Darstellung der Parzen, da selbst in dem Er-

denlebensfaden, den Klotho spann, alles eingesponnen ward, was dem Menschen begegnen sollte, helle und dunkle Farben durch einander.

Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit.

Die Jedem verhasste Nothwendigkeit kann bei Keinem Resignation wirken; die um ihr her scherzenden Bilder mögen so reizend seyn, wie sie wollen. Die traurige Vorstellung: es muss so seyn! lässt immer die trostlose Frage übrig: warum muss es so seyn? und diese konnte die Religion der Phantasie nicht anders, als durch: weil es so seyn muss! beantworten. Alles, Götter und Menschen, war der Nothwendigkeit unterworfen. — Um diese nun scherzten schöne, lichte Bilder, und sie bedurfte letzterer, wenn der Gedank' an sie die Menschen nicht zur Verzweiflung führen sollte.

Um unsre Idee vom Rathschlusse des Weisegütigsten scherzen keine schöne, lichte Bilder; weder das Christenthum, noch philosophische Systeme fanden dieselben nöthig, weil jene Idee in sich rei-

zend genug ist, um zu gefallen, mächtig genug ist, um Resignation zu bewirken. Die Vorstellung (unter einem ewigen weisegütigen Regierer zu seyn und zu bleiben) ist der Hofnungssonne nahe genug, um von ihren wohlthätigen Stralen unmittelbar erwärmt zu werden. Unser der Sonne näherer Erdball freuet sich ihres Lichts und ihrer Wärme; aber der weit, weit von ihr entfernte Saturn bedarf eines schönen, lichten Ringes, der die Sonnenstralen für ihn auffange. — »Christus, (sagt Hippel in seinen Lebensläufen nach aufsteigender Linie so schön, wie wahr) »Christus bedarf nicht des Hei»ligenscheins um das Haupt, den ihm die »Mahler geben, sondern der Teufel.» — Der Rathschluss des Weisegütigen bedarf keiner schönen, lichten Bilder um sich her; aber wahrlich der Barbar Nothwendigkeit! Ein guter Wein hat keinen Kranz nöthig.

Funfzehnte Stanze.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen;
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Die Gesetze der Geisterwelt können bloss dem unglücklichen Thiermenschen, den nur die Sinnlichkeit zu vergnügen vermag, schrecklich seyn. Strenge sind sie und müssen sie seyn. — Wenn wir uns für mehr als Thiere, wenn wir uns selbst für geistige Wesen halten; was können wir dagegen haben, nach den strengen Gesetzen der Geister gerichtet zu werden? Sind wir damit unzufrieden; so müssen wir gleichfalls jammern, dass unsre Thierhälfte hier den Gesetzen der Körperwelt unterworfen ist. Denn sind diese nicht auch strenge?

Befragt nur Hegesias, Bayle und Voltaire über das physische Übel. — Dem weisen Rechtschafnen sind die Gesetze der Körperwelt; dem Grobsinnlichen die Gesetze der Geister am lästigsten. Der durch Philosophie und Christenthum gebildete Paulus wünschte (Röm. 7, 24.) von den Beschwerden seines schwächlichen Körpers befreit zu werden; der grobsinnliche Ovid sehnte sich nach Erlösung von den Gesetzen der Geisterwelt:

Atque utinam pereant animae cum corpore nostrae!
Effugiantque avido pars mea nulla rogo!

Ach! dass mein Geist doch mit dem Körper stürbe!
Die Flamme doch mein ganzes Ich verzehrte!

Ovid. Trist. L. 3. El. 3. v. 59 60.

Sind die Gesetze schrecklich, welche mir befehlen, hier die Bildung des Verstandes und Willens darum zu meinem Hauptgeschäfte zu machen, und zu meiden, was dieselbe hindern kann; damit es dem vollkommensten, gütigsten Wesen möglich werde, seine Absicht mit mir zu erreichen, mich dort weiter zu führen und mir mehrere Wohlthaten zu erzeigen?

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen.

Dieser Glaube des Griechen: der Enkel einer Sterblichen wird mich richten! sollte einen Vorzug enthalten? Dachte denn der Dichter nicht daran, dass nach dem Christenthume der Sohn einer Sterblichen die Richterwaage hält? Dieser Menschensohn, der auch auf der Erde gelebt hat, auch gestorben ist; er selbst ein zartes Wesen, das ein Weib gebar, er, dessen Auge Thränen auch benetzt haben und der es weiss, wie Sterblichen ums Herz ist?

Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Der Dichter sollte des Orkus Richterwaage nicht strenge genannt haben, da die Erinnyen sich durch eine Klage, durch Orpheus Gesang nämlich, rühren liessen, ihr einmal verhängtes Urtheil umzuändern. Gerade weil die Richtersprüche in der Unterwelt nach der Dichterreligion so partheiisch waren, scheinen die Gesetze der Geister in der Oberwelt nach philosophischen Systemen und positiven Religionen schrecklich zu seyn; und sie sind doch nur — strenge.

Sechszehnte Stanze.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn:
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet;
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Die Idee, es muss in der andern Welt alles so bleiben, wie wir hier es finden, hält der Dichter für eine entzückende Idee. Wir wollen aber bemerken, dass dieselbe den wenigsten Griechen erfreulich seyn konnte. Wenn Admet in seiner treuen Alceste Arme dort wieder zu sinken sich sehnte; wünschte denn Menelaus nicht, und Atreus nicht, dass ihnen ihre Gattinnen Helene und Aerope nie wieder unter die Augen treten möchten? Wenn Orest seinen Pylades dort wieder zu finden hofte, so fürchtete

Timon das dortige Wiederantreffen seiner treulos gewordenen Freunde. Wenn Philoktet seine siegreichen Waffen dort wieder zu erlangen wünschte; so mochte Küknos die ihm von Herkules genommenen Waffen (siehe Herakläs Schild von Hesiod, am Ende) nie wieder erblicken. Überhaupt, die unzählichen Griechen, welche mit ihren Lebensschicksalen unzufrieden waren, konnten beim Gedanken, dass es in der Ewigkeit gerade wie hier seyn werde, kein Vergnügen, nur Verdruss empfinden. Wir haben hier, sagten diese, keine solche Freuden genossen, die des Behaltens und der Fortdauer werth uns scheinen. Das hiesige Leben ist Strafe, der Tod ist Wohlthat, wenn er uns zur Vernichtung oder zu einem Leben führt, wo es ganz anders als hier ist, der Tod ist Strafe, wenn er uns zu einem Leben leitet, das diesem uns verhassten Erdenleben gleicht. — Diese Unzufriedenen würden sich daher unendlich besser empfunden haben, wenn

Fremde, nie verstandene Entzücken aus jenen Welten sie angeschauert hätten. (Siehe folgende Stanze, Strophe 5. 6.) Denn Bayle be-

merkt irgendwo durchaus wahr, dass es der Phantasie jedes Menschen gleich sey, worin die Glückseligkeit nach diesem Leben bestehen werde, ob im geistigen oder sinnlichen Genusse, ob selbst in der Auflösung einer mathematischen Aufgabe — wenn diese Phantasie sich nur angenehme Empfindungen zu versprechen hat.

Siebenzehnte Stanze.

Aber ohne Wiederkehr verlohren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verliess;
Jede Freude hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schauern mich aus jenen Welten an;
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Ist der Vorwurf gerecht, dass nach der Vernunft- und Christus-Religion, oder nach beiden, fremde, nie verstandene Entzücken uns aus der künftigen Welt anschauern? — Ungerecht ist er. Auch unser Zeitalter denkt sich die künftigen Freuden nach der Analogie der hiesigen; der Sinnliche noch immer wie der Grieche und Mahomedaner; der Weise aber auf die würdigste, Verstand und Phantasie befriedigendeste Art. Den Fünftelsaft der Erdenfreuden erwartet der Weise dort. Die frohen Gedanken und Empfindungen, welche die Bildung des Verstan-

des und Herzens gewährt, muss ihm bleiben, weil das Geschäft der Ausbildung selbst nie aufhören kann, so lange sein Ich ihm bleibt. Das Entzücken, welches hier die mannichfaltigen Naturschönheiten ihm einflössen, muss auch dort ihm bleiben, zu welchem Planeten er gelangen, mit welchen Organen er bekleidet werden mag; denn er kann sich nie aus der herrlichen Natur verlieren. — Der weisere Admet des achtzehnten Jahrhunderts hoft nicht, wie der griechische, dort in seiner Alceste Arme zu sinken. Aber den griechischen wie den heutigen Admet entzückte doch hoffentlich die Zärtlichkeit, Treue, Freundschaft und Liebe ihrer Alcesten mehr, als die Umarmungen derselben; sonst waren sie weder werth, hier ihre Alcesten zu finden, noch dort wieder mit ihnen in Verbindung zu kommen. — Nun, Admet, diese deine treue, zärtliche, liebende Freundin, die ihr Erdenleben zu opfern für eine Kleinigkeit hielt, um dein Leben erhalten, diese Freundin trifst du wieder in der andern Welt, nur die umarmende Gattin Alceste nicht. Verlangst du sie dort wieder zu finden, entzückt dich der Gedanke der Wiedervereinigung? das heisst:

weissest du ihren Werth zu schätzen? Verdienst du es auch, sie einmal wieder zu finden?

Mensch! geniesse die Erdenfreuden mit dem immer gegenwärtigen Gedanken, dass du nicht bloss Thier, sondern auch Geist bist. Oder, gleichviel, versage dir die Vergnügungen, bei deren Genuss dir der Gedank' an Gott und Unsterblichkeit unwillkommen und unangenehm ist; so bist du nicht nur ein geschmackvoller Lebensgeniesser, sondern kannst auch besser als der Grieche die Freuden der künftigen Welt berechnen, aus welcher dann keine ganz fremde, nie verstandene Entzücken dich anschauern. Kurz, denke wie einer deiner würdigsten Zeitgenossen: *) »Was helfen alle Schätze der Natur, »wenn man sie nicht geniesst? Aber, »kann es nicht Genuss (Zinseneinnahme) »für diese und die andre Welt, für das »Sichtbare und Unsichtbare, für das Zeitliche und Ewige zugleich geben?«

*) Hippels Kreuz- und Quer-Züge des Ritters A bis Z. Theil 1. Seite 216.

Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Es muss alles beim Alten bleiben, meint unser Dichter, wenn der Phantasie wohl seyn soll. Dieselben Freuden, welch' uns hier entzücken, müssen wir in der Ewigkeit wieder finden — oder wir möchten sie lieber missen. — Aber ganz verschiedener Beschaffenheit sind doch schon die Freuden des Knaben-, Jünglings- und Mannes-Alters. Hiernach würde die Untersuchung, aus welchen von diesen drei Zeitaltern die Freuden in der Ewigkeit fortdauren sollen, viele Ähnlichkeit mit der Frage längst zur Gewissheit gekommener Gelehrten haben: ob wir mit unserm Knaben- oder Jünglings- oder Mannes- oder Greises-Körper auferstehen werden? Eine Frage, die unsern Vorfahren Stoff zu sehr ernsthaften Betrachtungen und uns zum Lächeln dargeboten hat.

Der Embryo, indem er durch die Geburt ans Licht tritt — weint. Was sagt sein Weinen anders, als: für Freuden, die mich jetzt im mütterlichen Schoosse beglücken, tausch' ich neue — die ich missen kann?

Ihr grausamen griechischen Götter, warum liesset ihr mich nicht ewig Embryo bleiben! Ich verlange nun einmal nicht die neuen Freuden des Kindes-, Knaben-, Jünglings- und Mannes-Alters.

Eröfne dem Knaben, welche Entzückungen seiner im Jünglingsalter warten; seine Sinnlichkeit wird antworten: immer möcht' ich Knabe bleiben; ich Unglücklicher soll Jüngling werden, und für Freuden, die mich jetzt beglücken, neue tauschen — die ich missen kann! Möcht' ich doch wenigstens im silbernen Menschenalter geboren seyn, in welchem, wie mein Vater mir erzählt hat:

Hundert Jahre daheim die sorgsame Mutter ernährte
Ihren wachsenden Sohn!
Hesiods Tagewerke. G. 1. v. 123.

Mache endlich den Jüngling mit den Freuden des männlichen Alters bekannt, mit dem seligen Gefühle, der Welt nützlich zu werden, mit dem Glücke der ehelichen Liebe, mit den häuslichen und Vaterfreuden; seine Sinnlichkeit wird erwiedern: warum darf ich nicht Jüngling

bleiben, warum nicht aus dem jetzigen täuschenden, aber reizenden Augpunkte ewig die Welt betrachten? Warum muss ich doch Mann werden und für Freuden, die mich jetzt beglücken, neue tauschen — die ich missen kann? — —

*) »O! vernünftle nicht über das, was »der Mensch missen kann; sonst leben »die ärmsten Bettler bei ihrer höchsten »Dürftigkeit noch im Überflusse. Ge»steh der Natur nicht mehr zu, als die Na»tur bedarf: sie ist des Menschen Leben »gerade so wohlfeil, als des Viehes Leben!«

Betrachte vielmehr die unschuldige Miranda in Shakspears Sturm **). Ist sie nicht eine glückliche Braut? Bei ihrem Ferdinand zu seyn, mit ihm zu reden, ihm ins Auge zu schauen, immer bekannter durch seine Reden und Handlungen mit der Güte seines Verstandes und Herzens zu werden; dies macht einzig ihre Freude aus. Ist sie nicht glücklich? — Aber doch nicht so sehr, dass sie nicht noch

*) Shakspears Lear. Act. 2. Sc. 4.
**) Shakspears Tempest.

noch glücklicher sollte werden können. Sie will nicht seine Braut für immer bleiben; Ferdinands Gattin wünscht sie zu werden. *) Und doch weiss diese liebenswürdige Unschuldige im mindesten nicht, was dieser Wunsch in sich fasse. Sie kennt nicht den Zusammenhang, in welchem das Ehebündniss mit der Wiege und den Mutterfreuden stehet. Sie begreift endlich wenig aus dem Berichte ihres Ferdinand, dass sie bald mit ihm von ihrer Insel (ausser der sie nichts kennt) weg, nach einem Königreiche Neapel reisen und dort Königin werden solle. Kurz, fremde, nie verstandene Entzükken schauern sie aus den ihr fremden Welten des Ehebundes und des Königreichs Neapel an.

»Sie freuet sich und bebet doch!«
Klopstocks (Wie wird mir dann etc.)

Was macht sie beben? Was lässt die fremden Entzücken sie anschauren? — Das Gefühl ihrer Unwürdigkeit **), wie sie dem Geliebten gesteht. Sie wird nichts in die ihr fremde Welt hinüberbringen, als

*) Daselbst Act. 3. Sc. 1.
**) Daselbst.

einen durch ihres treflichen Vaters Erziehung gebildeten Verstand und ein schuldloses, schönes Herz. Dies ihr reines Herz legt ihr dieselbe Frage vor, welche Kants reine Vernunft aufwirft, die Frage: hab' ich mich der mir zubereiteten Glückseligkeit auch würdig gemacht? Bin ich,

> Erst sechszehn Sommer alt,
> Unschuldig und nichts weiter,
> *Klaudius.*

bin ich zu meiner schönen und wichtigen Bestimmung vorbereitet genug? — So stellt uns die Natur (denn sind Shakspeare und Natur nicht Synonyma?) ein vernünftiges, vortrefliches Wesen dar, das in eine ihm fremde Welt hinüber soll.

Miranda empfing auf einer Insel die Bildung durch ihren Vater Prospero. Und welch ein Vater ist dieser! Sie bemerkte von Jugend auf, wie unendlich derselbe über sie erhaben sey. Er besitzt ausserirdische Kräfte; er kennt alle ihre Unternehmungen, weiss alles, was sie mit ihrem Ferdinand geredet hat; er ist unsichtbar bei ihr. Sie denkt und thut daher nichts, als was sie vor ihrem guten Vater verantworten kann. Aus Mirandas

ganzer Erziehung, aus allen ihren Handlungen und Reden sehn wir vorher, dass sie in der künftigen, für sie ganz neuen Welt Neapel, wo sie alles wie durch veränderte Organe betrachten wird, doch gleich an ihrer rechten Stelle seyn wird, sie mag dort Königin oder Hirtin werden.

Aber zur Hauptsache. Wird diese Miranda in ihrem glücklichen Zustande (in welchem wir sie nach Shakespeares Darstellung auf der Insel noch finden) wird sie, da Prospero ihr sagt, dass sie bald nach dem ihr fremden Neapel übergeschift werden solle, traurig denken oder rufen: für Freuden, die mich jetzt beglükken, soll ich neue tauschen, die — ich missen kann? So denkt und spricht sie nicht. Sie freut sich vielmehr, obgleich mit einer Art Schauer, ihrer künftigen Bestimmung. Sie bittet sogar ihren Vater, dass er im Buche des Schicksals nachsehn wolle, wann der Zeitpunkt des Überganges zu fremden, nie empfundenen Entzücken erscheinen werde. Prospero befriedigt ihre Neugierde nicht, und nun geniesst Miranda froh und zufrieden ihr erstes Leben auf der Insel im Besitze des und der Guten um ihr

her und freuet sich im unsträflichen Genusse der glücklichen Gegenwart einer unbekannten, glücklicheren Zukunft:

Αὐτὸς δ' ὡραῖον μήνειν πλόον, εἴσορεν ἔλθῃ.

Also harrt sie der Zeit zur Schiffahrt, bis sie herannaht.

Hesiods Tagewerke. V. 628.

Unsterbliche! fragt eure Phantasie, was für Vorstellungen sie sich lieber von der andern Welt machen will; der Miranda, oder der Griechen ähnliche Vorstellungen? Sicher entscheidet die Phantasie für Erstere, weil sie schon das Angenehme in dem Wechsel der ganz verschiedenen Freuden des Knaben-, Jünglings- und Mannes-Alters kennt; folglich aus diesem Grunde schon von der andern Welt lieber fremde, nie ganz verstandene, als dieselben Freuden erwarten mag.

Nie ganz verstandene Freuden, sag' ich, wie dies bei Miranda der Fall war. — Sie vermocht' auf der Insel nichts weiter, als ihren Vater zu lieben und zu pflegen, und ihrem Ferdinand die Lasten, welche

Prospero zu seiner Prüfung ihm aufgelegt hatte, zu erleichtern. Wie nun sie in der künftigen, neuen Welt als Königin von Neapel Landesmutter und Beglückerin vieler Tausende werden könne; wie sie, nur mit einem Paar kleinen Händen, und einem Paar grossen blauen Augen dotirt, die dem Vater ein sanftes Lager zu bereiten und dem Ferdinand bei seinen Lasten Muth und Duldung einzuflössen vermochten; wie sie so viel einst werde wirken können, dies blieben ihrer Phantasie nie ganz verstandne Freuden. Sie wurden ihr aber verständlicher, wenn Ferdinand ihr entdeckte, dass sie als Königin von Neapel mit vielen Organen werde dotirt werden, dass unzählige Hände dort nach ihrem Willen sich bewegen, unzählige Augen auf den Wink ihrer Augen lauschen würden; um in einer weiten Wirkungsgrenze das Gute zu vertheilen, was ihr reiner Verstand und ihr schönes Herz bewirken zu können möglich glaubt' und wünschte. —

Was muss ein Geist, Sokrates Geiste, und ein Herz, Herberts Herzen ähnlich, nicht in einem andern Planeten einst wirken können, wenn die Gottheit (wie Ver-

stand und Phantasie der Philosophen und Christen glaubwürdig finden und glauben) sie dort wenigere Hindernisse und mehrere Hülfsmittel bei ihrem Streben nach Weisheit und Tugend finden lässt!

Achtzehnte Stanze.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvollen Bahn:
Grosser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten (Herkules)
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet die Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Der Dichter hätte sagen sollen: auf der Thaten arbeitsvollen Bahn. Denn auf der Tugendbahn hatte der Grieche nicht nöthig zu wandeln, um einst höhere Preise zu erlangen. Herkules, vor dem sich die Götterschaar neigte, war ohne Zweifel ein tapferer, aber zweifelsohne ein ungerechter, ausschweifender Mann. Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Freundschaft (die Haupttugenden in den Augen der Griechen) erschöpfen wahrlich das Wort Tugend nicht; im Lebenslaufe eines Tugendhaften muss ein sich gleichbleibendes

und ernstes Streben nach Weisheit und Rechtschaffenheit bemerklich seyn.

Höh're Preise stärkten dort den Ringer.

Dasselbe erwartet der Christ und Philosoph von der Ewigkeit, nur mit dem Unterschiede, dass Griechen auf höhere Preise bloss dem Grade, wir aber auch der Beschaffenheit nach hoffen. Unsre Phantasie ist folglich auch hierin reicher. Die Basis aller möglichen Freudempfänglichkeit; das selige Bewustseyn eines unermüdenden Strebens nach Vervollkommnung ist schon in diesem ersten Leben in die Seele des tugendhaften Weisen gelegt. Diese Grundlage ist unzerstörbar und hängt im mindesten nicht mit den künftigen Veränderungen der Organe zusammen; und auf ihr können in dieser und in der andern Welt alle mögliche verschiedenartige entzückende Gedanken und Empfindungen gebauet werden.

Ganz anders verhielt es sich mit den Erwartungen des Griechen. Dieselben aber verschönerten Preise erwartet' er dort. Wie arm blieb hier seine Phantasie, deren Symbolum stets war und bleibt: *Variatio delectat!* Wir wollen uns dies in einem Beispiele anschaulich machen.

In der sechszehnten Stanze sang der Dichter:

Orpheus Spiel tönt (in der Ewigkeit) die gewohnten Lieder.

Wohl. Orpheus kann sonach seinen ewigen Freudengenuss berechnen. Er weiss, wie manche entzückende Stund' ihm seine Harfe verschaft hat; die Töne, welch' er ihr zu entlocken versteht, werden ihn und die Himmlischen in der Ewigkeit oft bezaubern. Aber es giebt in seinem Erdenleben viele Stunden, in welchen die Seele des Künstlers nicht gestimmt ist, sich des Spiels der bestgestimmten Harfe zu freuen; Stunden, in welchen ihm sogar seine Kunst anekelt; Stunden, in welchen, wenn er selbst auch aufgelegt ist, sein Auditorium, es bestehe dasselbe aus Göttern, Menschen, Bäumen, Steinen oder Thieren, gar nicht, oder doch nicht mit dem Entzücken horcht, welches er verlangt, und das seine einzige Belohnung seyn soll. — Wie? wenn Orpheus einst vor Zeus spielt, und diesem Gotte wandelt plötzlich die Laune an, die sich Sauls bemächtigte, als David vor Letztrem spielte; oder wie wenn Momus (Zeus Hofnarr) einst des Orpheus Spiel mit dem Ausrufe unterbräche: spiel'

ein andres Lied, an diesem haben wir uns satt gehört? — wie unglücklich müsste durchaus der beleidigte Künstler sich fühlen! — Überhaupt ist die Vorstellung eines Orpheus: ich habe mit unendlicher Mühe mich zum Meister im Harfenspiel gemacht, und dafür schenkt mir einst Zeus oder das ohrlose Verhängniss das Glück, ewig die gewohnten Lieder meiner Harfe zu hören und hören zu lassen! äusserst kränkend. Einst zeigte ein Künstler vor Alexander das Meisterstück, Erbsen durch ein Nadelöhr zu werfen. *) Der König liess ihm zur Belohnung eine Tonne Erbsen schenken, damit er unendlich oft sich dies vergnügende Kunststück wiederholen könne. — Orpheus und der Erbsenwerfer werden folglich einer wie der andre belohnt. Aber wie belohnt? Ich beneide sie nicht. Ja ich glaub' hinzusetzen zu dürfen, beide verdienen keine andre und bessre Art der Belohnung. Denn, Orpheus wähnt, seine ganze Bestimmung als Mensch dadurch erreicht zu haben, dass er ein Instrument zu beherrschen versteht; glaubt' er dies nicht, so würde seine Phantasie ihm nicht sein gan-

*) Quintilian. Inst. Orat. L. 2. C. 20.

zes ewiges Heil in den gewohnten Liedern seiner Harfe darstellen. Und der Erbsenwerfer wähnt gleichfalls seine Talente möglichstgut verwendet zu haben; weil er für sein Meisterstück Belohnung erwartet. *) »Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unsrer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigeren »Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein »Alter, der seine ganze Lebenszeit über »nichts als gereimt hat, und ein Alter, der »seine ganze Lebenszeit über nichts gethan hat, als dass er seinen Athem in ein »Holz mit Löchern gelassen: von solchen »Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.« — Nach den Vorstellungen der Gebildeten unsers Jahrhunderts giebt nur die Richtung des Verstandes und Willens auf das Wahre, Gute und Schöne dem Menschen seinen Werth; und nur diese Richtung sichert ihm, nach dem Glauben Jener, sein weiteres, gutes Fortkommen in der Ewigkeit; er mag übrigens Arzt oder Richter, Volkslehrer oder Kaufmann, Bürger oder Bauer, Harfenist oder Erbsenwerfer seyn.

*) Sagt Lessing. Siehe gelehrt. Briefwechsel zwischen Lessing, Mendelssohn und Reiske. Seite 245.

Wie unendlich reicherer Stoff zum Ringen auf der Tugend arbeitsvollen Bahn zur Seelenruhe und Hofnung liegt in dieser Vorstellung; und wie viel erfreulicher ist sie daher für die ganze Menschheit! Unser Streben nach Weisheit und Tugend, welches schon hier uns in manchen Stücken weiter führte, lässt uns hoffen, dass wir auch dort den Bewohnern der andern Welten näher kommen werden. Wer aber unter den Griechen hatte Hofnung, einst zu den Seligen hinanzuklimmen? — Nur der herrliche Vollbringer grosser Thaten. Der kleinste Menschentheil kann grosse Thaten vollbringen; folglich war der unendlich grössre Theil des griechischen Menschenalters der schönen Hofnung beraubt, einst recht glücklich zu werden.

Neunzehnte Stanze.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Kehre wieder! — Wenn wir hierauf antworten: dies ist nicht möglich, weil unsere klügeren Zeitgenossen ihrer Phantasie keine ungereimte Vorstellungen der Mythologie mehr zu verstatten vermögen, weil letztre jetzt nur noch in heitern Stunden die Einbildungskraft angenehm beschäftigen, aber nichts zur Beruhigung und Belehrung in Ansehung der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen wirken kann! wenn wir so antworten, befriedigen wir keinen Lobredner des griechischen Zeitalters. Denn er erwiedert: das gerade verdriesst mich, dass der kalte

Hauch der Vernunft mein goldenes Alter entblüthet hat.

Unsre Antwort muss so lauten: die Wiederkehr jenes Alters ist gar nicht nöthig, nicht wünschenswerth. Wir haben bei dem Tausche nicht an Lebensfreude verlohren; sondern gewonnen. Diese Antwort befriedigt den, welcher gegenwärtige Kritik gegründet und unpartheiisch findet.

Das goldne Blüthenalter der Natur steht im Grunde vor jedem Menschen in jedem Zeitalter offen da. Das Gefilde stellt sich nicht ausgestorben, sondern belebt der Phantasie dar, viele Götter, oder Ein Gott möge sich ihrem Blicke zeigen. Der ganze Unterschied beruht darauf: im goldenen griechischen Zeitalter war die Phantasie Gebieterin und befahl der Vernunft: heisse ohne Untersuchung alles gut, was mir behagt. Das christliche und philosophische Menschenalter hat die Vernunft auf den Thron gesetzt, die jetzt zur Phantasie sagt: du magst alles das nach Willkühr verschönern, was ich nur erst als wahr oder wenigstens wahrscheinlich und unwidersinnig erkannt habe.

*) Die goldne Zeit! Wohin ist sie geflohn,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuss verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluss die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlohr, der kühne Faun,
Vom tapfern Jüngling bald bestraft, entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: erlaubt ist, was gefällt!
Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke?
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist.
Und war sie je, so war sie nur gewiss,
Was sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Seelen an,
Und theilen den Genuss der schönen Welt;
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: erlaubt ist, was sich ziemt.

*) Göthes Torquato Tasso. Aufz. 2. Auftr. 1.

Zwanzigste Stanze.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern unter allen,
Musste diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie wiederhallen leer.

Diese, eine der herrlichsten Stanzen des unsterblichen Gedichtes, rührt aufs äusserste, so lange die Täuscherin Phantasie allein die Wortführerin ist. Darf aber die Vernunft ein Wörtchen reden; so leuchtet uns die schöne Lüge der Phantasie ein.

Lass mich, ruft die Vernunft, deine Dichtung, liebe Phantasie, analysiren und paraphrasiren. Unrecht werd' ich dir nicht thun. Du sagst:

Einen zu bereichern unter allen,
Musste jene Götterwelt vergehn.

Der Eine ist der Gott der Vernunft und des Christenthums. Ich will zuerst dies

auf

auf seinem Werth beruhen lassen; aber dir deinen Vorwurf zurückgeben:

Einen zu bereichern unter allen
Musste jene Götterwelt entstehn:

Dieser Eine war das Schreckenverhängniss, dies allein allmächtige Unwesen der Dichterreligion, dem alle Götter und Menschen unterworfen waren und blieben.

Aber dein Ausspruch ist in sich falsch; nicht

Einen zu bereichern unter allen!

Nein, Phantasie, nein! Sondern:

Alle zu bereichern unter Einem
Musste jene Götterwelt vergehn.

Alle wurden, alle, sag' ich, bereichert unter der Vorsehung des allmächtigen, liebenswürdigsten Wesens, das jedes einzelnen Menschen ewiges Schicksal vorhersah, das Ganze dieses Schicksals ordnet. Unter den Griechen konnten nur die, welche glänzende Thaten verrichteten, oder schimmernde Talente besassen, sich Glück von ihren Göttern versprechen, und nur in dem Falle, wenn das Schreckenverhängniss nicht ihre Gönner entthronte.

Ein und zwanzigste Stanze.

Unbewusst der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Die jetzige Natur, sagt unser Dichter, ist der Freuden, die sie uns schenket, sich selbst nicht mehr bewusst. Welch ein Vorwurf! Dies war ja zur Zeit der Griechen derselbe Fall. Auch nach der Griechen Phantasie war die Natur, das Universum, wie nach unsrer Vorstellung, sich der Freuden, die nicht sie, sondern die vermittelst ihrer den Menschen geschenkt wurden, unbewusst. Die Natur war mit unzählichen Gottheiten erfüllt, und nur diese Spender der Naturgaben waren sich ihrer

selbst und des Guten bewusst, welches sie vertheilten. Der Sonnenwagen war in den Augen der Griechen eine eben so leb- und bewusstlose Maschiene, wie der Feuerball in unsern Blicken ist; nur der Wagen-Lenker, Hälios nur war sich seiner bewusst. — Der ganze Unterschied in unsrer und der Griechen Vorstellung besteht folglich darin, dass nach der Dichterreligion unzählige Gottheiten sich der Freuden, die sie schenkten, bewusst waren, nach der philosophischen und christlichen Religion hingegen Ein höchstes Wesen sich des Guten freuet, das es verbreitet. Ja, nach den Vorstellungen der Katholiken ist eine Menge der Heiligen noch jetzt Spender, wenigstens Erbitter der Gaben.

Wir wollen hier schlüsslich bemerken, wie widersprechend oft die Fordrungen der Phantasie, welche nicht auf die Einrede der Vernunft hört, ist. Unser Dichter will: die Natur soll, wenn sie unsern Sinnen gefallen will, von ihrer eignen Trefflichkeit gerührt seyn. Ein andrer Dichter, Voltaire, verlangt, die Gottheit solle, wenn sie uns behagen will, nicht von ihrer eige-

nen Trefflichkeit gerührt seyn. Denn Voltaire tadelt es, (in seinen theologischen Schriften wenigstens zehnmal) dass nach der jüdischen Religion Gott sich seiner Werke in dem Ausdrucke freuet: er sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war alles sehr gut. — Wer kann es sonach der Phantasie recht machen?

Zwei und zwanzigste Stanze.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie (die Natur) heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müssig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ein schlimmeres Beispiel von der Entgötterung der Natur, die Christenthum und Philosophie bewirkt hat, konnte unser Dichter nicht wählen, als das in dieser Stanze enthaltene.

Kopernikus, Tycho Brahe, Newton u. a. haben sich durch ihre Entdeckung und ihre Beweise, dass unsre Erdkugel sich durch eignes Schweben erhält, nicht nur um die Menschen, sondern auch um einen bedaurenswürdigen Gott aus dem Griechenalter verdient gemacht — da sie den Titanen Atlas von der langen Qual befreieten, den Himmel zu unterstützen. —

Fünf und dreissig tausend neun hundert neun und neunzig Götter der Griechen waren folglich zur Erhaltung des physischen Gleichgewichtes der Welt vor Kopernikus Zeit so unnütz, als nach derselben. Sie bedurften des Gottes Atlas Schultern noch, damit der Himmel nicht zum Erdball herabstürze. Und auch dieser Ganzgott Atlas bedurfte noch, dass der Halbgott Herkules ihn auf eine Zeitlang in seiner beschwerlichen Arbeit ablöse.

Der Phantasie kann ohnmöglich solch ein lebender Pfeiler, wie Atlas war, gefallen; sie hat für ihn keine andre Empfindung als Mitleid. Behaglich ist und bleibt ihr hingegen die Vorstellung von schwimmenden Welten, alle bewohnt von vernünftigen Wesen, die unter der Allwissenheit des liebenswürdigsten Wesens ihres Daseyns und Lebens froh seyn, und immer froher werden können und sollen.

Drei und zwanzigste Stanze.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Freundlos? — Weder Saturn noch sein Vater Uranos, noch sein Sohn Zeus hatten nach meinem Wissen einen einzigen wahren Freund, und waren nach meinem Dafürhalten auch keines Freundes werth.

Ohne Bruder? — Ich kenne Saturns Brüder, aber als solche Unglückliche, deren jeder Ursache hatte, in eben dem Sinne wie Thyestes seinem Bruder Atreus (siehe Senekas Trauerspiel dieses Namens) zuzurufen: *Agnosco fratrem!* Ich seh' im Homer und Hesiod u. a. wie unbrüderlich Saturn seine Brüder behan-

delt; wie er, vom partheiischen Verhängnisse begünstigt, dieselben in den Tiefen der Erde fesselt; bis dieser Misshandler seines Vaters von Zeus entthront wird. — Und auch dieser Zeus, hatt' er Brüder, denen er und die ihm Freude machten? Sklaven waren sie, die so oft beim Homer ihm sagen, dass nur seine Allgewalt sie zum Gehorsam lenke.

Ohne Gleichen? Und wo hatte Saturn seines Gleichen? Bloss durch Macht herrscht er über alle. Sein schwächerer, von ihm besiegter Vater Uranos war ihm nicht gleich an Macht. Sein stärkerer ihn überwindender Sohn Zeus war ihm wieder nicht an Macht gleich. Ohne Gleichen war also Saturn in Hinsicht auf Gewalt, und andre Eigenschaften können gar nicht in Betracht kommen. — Saturns Edelthaten hatten nicht ihres Gleichen; denn jeder Untergott besass mehr gute Eigenschaften und in weit höherem Grade als er. Auch Saturns Schandthaten fanden ihres Gleichen nicht; denn Uranos dachte und handelte weniger schändlich als er, und Zeus weit schändlicher.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,

war also Saturn, der Gott der Phantasie. Er hatte nur Freunde seiner Ambrosia und seines Nektars; sah in den leiblichen Brüdern Sklaven und fand weder in physischer noch moralischer Hinsicht seines Gleichen.

Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn.

Was kann die Phantasie darin Behagliches finden, dass ein geistiges Wesen und besonders der höchste Geist Vater und Mutter hat, das heisst, abhängig ist? Unser Dichter sagt hier: Ja, es erfreut die Phantasie mehr, und in der folgenden Stanze: Nein. Wir wollen dort diesen Widerspruch ins Auge fassen.

Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Der Sinn dieser Worte kann nur folgender seyn: »Der Gott des Verstandes war (nach positiven Religionen und philosophischen Systemen) schon selig, ehe eine Welt ausser ihm da war; würd' auch selig seyn, wenn alle freudempfängliche Wesen wieder vernichtet würden.« Dies Letztre muss der Sinn der Worte seyn:

Denn sollten sie nur heissen: selig im völkerleeren Gefilde: so wiederholten sie nicht nur tautologisch die vorhergehende Strophe, sondern verstiessen auch wider die Grammatik; weil nur das ein entvölkertes Gefild genannt werden kann, in welchem schon einmal Völker gewohnt haben. — Dass nun aber unser Gott auch wieder so selig wie immer sey, wenn das Universum wieder entvölkert, alle lebendige Vernünftige, die sich seiner freuen können, vernichtet würden: dies ist eine Idee, welche der Dichter in keiner Religion, in keinem philosophischen System findet; die folglich hier gar nicht als Vorwurf hätte aufgestellt werden sollen, da er nicht treffen kann. Aber unser Gott war doch

Selig, eh sich Wesen um ihn freuten.

Welche Vorstellung ist der Phantasie willkommner, die der Dichterreligion:

»Mit den Göttern zugleich entstanden die sterblichen Menschen!«

Hesiods Tagew. Ges. 1. V. 108.

oder die des Christenthums und der Philosophie: es giebt ein ewiges weisegütiges

Wesen, dem alles das Daseyn verdankt? — Wie arm ist die erstre, wie reich die letztre Idee in den Augen der Phantasie, ehe sie noch die Vernunft befragt, welche die in sich beste sey! —

Der Grieche musste sich sagen: mein Saturn, mein Zeus, ist nicht selig, ob sich schon Wesen um ihn her freuen. Homers Gedichte liefern viele Beweise von Zeus Sorgen, Hass, Neid, Eifersucht u. s. w. Saturn hatte des Vaters Uranos, Zeus seines Vaters Saturn Herrschaft zerstört. Waren sie während ihrer Herrschaft sicher, dass nicht ein stärkerer Gewafneter über sie kommen werde? Worauf gründete Zeus seine Sicherheit? Saturnus Brüder

Schenkten ihm Wetterstrahlen und Donner und flammende Blitze,
Diesen trauend, beherrscht nun Zeus die Götter und Menschen.
Hesiods Götterabst. V. 504. 506.

Ach, er traue diesen nicht zu sicher! Er hat in Poseidon, Aidäs, Aräs, Häfaistos, mächtige Wesen um sich her, die alle schon einmal von ihm beleidigt sind, die ihn alle fürchten, aber auch hassen. Kann demnach Zeus sich selig empfinden?

Necesse est, multos timeat, quem multi timent.
Der fürchtet viele, welchen viele fürchten.
Macrob. Saturn. L. 2. C. 7.

Ich habe nie das Gewicht des oft wiederholten Einwurfs wider die Glückseligkeit des vollkommensten Wesens finden können: dass die Gottheit vor Schaffung des Universums weniger glückselig sich habe empfinden müssen, als nach derselben. — Ich will mich durch eine Instanz erklären.

Als der Geist des Dichters folgende vortrefliche Strophen schuf:

»Sieh um dich her
»In Gottes herrlichen Natur. Auf Freiheit
»Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
»Durch Freiheit! Er, der grosse Schöpfer, wirft
»In einen Tropfen Thau den Wurm und lässt
»Selbst in den todten Räumen der Verwesung
»Die Willkühr sich ergötzen. — Er, der Freiheit
»Entzückende Erscheinung nicht zu stören,
»Er lässt des Übels grauenvolles Heer
»In seiner Schöpfung lieber toben — ihn
»Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
»Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
»Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
»Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug. —
»Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
»Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen!« *)

*) Dom Karlos. Aufz. 3. Auftr. 10.

— als des Dichters Geist diese Strophen schuf, empfand er da nicht die Wahrheit und Schönheit ihres Inhalts, ward er nicht gerührt von ihrer Treflichkeit? Und doch lagen sie damals nur noch in seinem Geiste, waren noch nicht ausser ihm da. Musst' er nun diese kleine Welt voll neuer, schöner Ideen erst darum aufs Papier werfen, erst darum durch den Druck der Presse vor den Geist andrer denkenden Wesen bringen, um sich selbst derselben mehr freuen zu können? Mussten erst andre sagen oder denken, dass jene Strophen vortreflich sind? Wurde durch die Mitkenntniss und Mitfreude von Lesern der Strophen Inhalt wahrer und schöner?

Wenn der höchste Verstand ewig mit Einem Blicke alle Welten in ihrer möglichen, individuellen Vollkommenheit umfasste; war es nicht für ihn selbst gleich, ob sie ausser ihm da waren oder nicht? Konnt' er sich ihrer nach ihrem Werden mehr freuen? Ohnmöglich. Er schuf, er liess sie werden, nicht um sich — um Lebende zu beglücken. — Die Seligkeit des vollkommensten Wesens wäre höchst unvollkommen, wenn sie durch Mitfreude und Lob andrer Wesen

gewinnen oder durch Tadel und Verdruss derselben verlieren könnte. Auch in dieser Hinsicht ist Leibnitzens Bemerkung vortreflich: *) »Gott vernachlässigt keins »der leblosen Dinge einmal; sie haben »freilich keine Empfindung; Gott aber »hat Empfindung für sie. Er vernach»lässigt die vernunftlosen Thie»re nicht; sie haben zwar keine Er»kenntniss; die Gottheit aber hat Er»kenntniss für sie. Den geringsten wah»ren Fehler, der in der Welt seyn möch»te, würde Gott sich selbst ver»weisen, wenn ihn gleich nie»mand bemerken sollte.«

*) Theodic. §. 246.

Vier und zwanzigste Stanze.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen;
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen.
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren? —
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen.

Die Götter der Dichterreligion waren denn freilich leicht zu erreichen. Der Dichter hätte sagen können: Bürger des Olymps konnt' ich übertreffen! und wir würden ihm Beifall geben müssen.

Aus dem Erdenwandel Eines edlen Griechen lassen sich ungleich mehr schöne Gesinnungen und Thaten, als aus dem Himmelswandel vieler müssigen Bürger des Olymps aufzählen.

Das griechische Menschenalter sah über sich und unter sich ein Thierreich.

Der Mensch wandte, um zu herrschen, einen Theil seiner Macht an, die durch kluge Anwendung die Stärke der Allgewalt erhielt. — Aber unter ihm bot der Löw' und Tiger jederzeit seine ganze Stärke auf, wenn er siegen wollte. Eben so über ihm der Gott Zeus, wenn er seine Feinde überwinden will:

Länger konnte Kronion nun seine Stärke nicht zügeln,
Plötzlich beseelte sie ihn, und er wandte die ganze Gewalt an.
Hesiods Götterabst. V. 687. 688.

Der Mensch Alexander ward als Knabe durch Klugheit der Herr eines Pferdes; aber als Mann bei wachsender Klugheit ein Herr der Erde. — Der Biber und Vogel unter ihm bauete seine Wohnung hingegen im zehnten Lebensjahre nicht besser als im zweiten. Und der Gott Zeus über ihm war nach langen Regierungsjahren noch unwissend genug, sich von dem Untergotte Promätheus betrügen zu lassen. (Siehe Hesiods Götterabstammung. V. 535 — 560.)

Der gute Grieche genoss die Nahrungsmittel mit dankbarer Hinsicht auf die Geber. Die Thiere unter ihm stillten gedan-

dankenlos ihren Hunger und Durst, und die Götter über ihm schwelgten bei Ambrosia und Nektar bis zum Taumel und Schläfrigwerden.

Der edle Grieche nahm bei seiner Liebe auch auf den geistigen Genuss derselben Hinsicht. Die Thiere und Götter dachten bei ihr bloss an Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Der griechische Feldherr behandelte seinen besiegten Feind mit Achtung und Liebe; aber der Tiger zerfleischte seine Beute und Zeus schleuderte die Titanen in die Klüfte des Tartarus hinab.

Der gute und weise Bürger der Erde war diesemnach schon weit mehr als irgend ein Bürger des Olymps, und was er nie erreichen konnte, war bloss die Allgewalt des derzeitigen Donnergottes.

Was ist neben dir (dem Gotte des Verstandes und Christenthums) der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.

Wenn die Augustiner nach ihrer traurigen Sprache den Menschen einen Wurm nennen; so brauchen sie diesen Ausdruck

doch nur in Hinsicht auf die Sinnlichkeit und den Körper des Menschen. In Hinsicht aber auf seinen Geist, und am wenigsten auf den Geist eines vorzüglich weisen Sterblichen (den die Worte: der höchste Geist der von Weibern gebornen bezeichnen sollen) ist noch nie der Ausdruck Wurm gebraucht worden. — In den Augen jedes Gottgläubigen ist der Mensch seinen Verstandes- und Willens-Kräften nach so wohl ein Geist wie die Gottheit. Seinem thierischen Theile nach mag man ihn, wenns nicht anders seyn kann, einen Wurm nennen. Er ist folglich in diesem Ersten Leben der Würmer Alpha, aber auch der Geister (vielleicht nur) Omega; oder wie ihm Haller und Pope in Einem Zeitpunkte auf die Spur kamen:

Ein Mittelding vom Engel und vom Vieh.

Gleichviel. Kann es aber dich niederschlagen, o Mensch, dass du Einen Höchsten und mehrere Hohe über dich hast? Musst du, um dich glücklich zu empfinden, wie Cäsar keinen über und wie Pompejus keinen neben dir wissen? *)

*) Lucan. Libr. I. v. 125.

— Solch ein Wunsch entspringt nicht aus dem Glückseligkeits-Triebe; sondern aus dem Stolze. — Und ist nicht selbst auf gewisse Weise für die Befriedigung dieses deines Wunsches gesorgt? — Cäsar wollte lieber der Erste in einem Dorfe, als der Zweite in Rom seyn. Mensch! bist du nicht der Erste in unserm Dorf-Planeten; obgleich (vielleicht) der Letztere in Rom der Geisterwelt? Kannst du nicht nach diesem Leben in einen Stadt-Planeten kommen, wo du wieder der Erste bist? Lieber! warum aber der Erste im Universum! *) »Ist der Mensch doch gewöhnlich »lange nicht so eifersüchtig über den Rang, »den er in der ganzen Welt hat, als »über den, welchen er in einem Zimmer »behauptet.« Und wenn du Einer der Vorzüglichsten im ganzen Geisterreiche wärest oder würdest; meinst du, Ehrgeiziger, dass deine Begierde dich zufrieden, glücklich werden liesse? Was half es dem Alexander, dass er die ganze Welt gewonnen hatte? Er nahm doch Schaden an seiner Seele — (Matth. 16, 26.) er bedauerte, den Mond nicht erobern zu können;

*) Fontenelle Mehr als eine Welt. 2te Nacht.

er dachte wie Rousseau: *) »Das, was »mir fehlt, hindert mich das zu schmecken, »was ich habe.«

Die Phantasie des Weisen erblickt nichts Unangenehmes in der Vorstellung, dass ein Unerreichbarer über ihm ist und bleibt;

»Des Menschen Geist ist nicht geschaffen, frei zu seyn;
»Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
»Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen;«
Göthe's Torq. Tasso. Aufz. 2. A. 1.

und nichts verliert seine Zufriedenheit bei dem Glauben, zu welchem Kants Philosophie ihn führt, dass sein Streben nach Weisheit und Tugend, mithin auch seine Glückseligkeit kein Ziel habe.

Doch endlich, wenn die Griechen zu ihrer Hofnung, ihre Götter einst erreichen und ihnen gleichen zu können, Grund fanden; so müssen wir ihre Vorstellung von der Ewigkeit für die behaglichere halten.

*) Confess. de Rousseau. Tom. 3.

Der Dichter singt:

Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen.

Wir wollen das Wort gleichen als dichtrische Emphase betrachten und es in so laxem Sinne wie möglich nehmen; und dennoch wird Vernunft die griechische Phantasie belächeln müssen. — Der Künstler Phidias bildete den olympischen Zeus aus Elfenbein mit wundernswürdiger Geschicklichkeit. Aber welche stolze Begriffe musste dieser Bildhauer von sich, oder welche ärmliche Vorstellung von seinem Gott Zeus hegen, wenn er sich mit der Hofnung schmeicheln wollte, in der andern Welt dem Originale seines Bildes gleich zu werden! So sehr ihm und andern auch sein Kunstwerk behagte; musst' ihm doch die gesunde Vernunft sagen, dass der Vater der Götter und Menschen, der im Nu sich in einen Stier, goldenen Regen und Schwan zu wandeln vermochte, dass dieser Zeus tausend unendlich schönere Bildsäulen von sich selbst zu schaffen im Stande sey. Wie konnte der sterbliche Phidias diesemnach je den Gedanken an eine künftige Gleichheit mit dem mächtigen Zeus ausdenken, ertragen? — Was

vermochte Pigmalions Meissel? Eine schöne weibliche aber leblose Form aus Elfenbein zu bilden. Aber was vermochte Cytherens Zauberstab? dies langsam, mühsam geformte Bild in einem Augenblicke zu beleben; das harte Elfenbein in weiches Fleisch zu verwandeln; das kalte Elfenbein mit warmem Blute zu durchströmen. — Armseliger Meissel! du solltest dich jemals mit Cytherens Zauberstabe messen können?

Auch die talentreichsten Griechen konnten nie hoffen, einst ihrem Zeus, Apoll, Aräs (Mars) u. a. zu gleichen. Mag Orpheus sich einmal schmeicheln in der andern Welt dem Apoll, Herkules dem Aräs, Alexander dem Zeus zu gleichen. Wenn ihr Verstand sie auch nicht, wie Kant uns, belehrte: »dass Glückseligkeit »in der Befriedigung aller Neigungen, »sowohl ihrer Mannichfaltigkeit, als »ihrem Grade und ihrer Dauer nach »bestehe;« so raunte ihnen ihre Phantasie selbst wenigstens folgendes ins Ohr: Apoll wird ewig den Sonnenwagen lenken, und ich Orpheus werd' in der andern Welt, ihm etwa begegnend, ausweichen müssen, um nicht übergefahren zu

werden. — Aräs wird ewig Cytherens Liebling bleiben; und ich Herkules werde mich vor Neid verzehren. — Zeus Hand wird den Donnerkeil und die flammenden Blitze fassen (so lange nicht ein mächtigerer Gott sie ihm entwendet) und ich Alexander muss mich von dem Umfange ihrer sich kreuzenden, selbst Göttern gefährlichen, Strahlen entfernt halten, wenn ich nicht getroffen werden will. — Wollten sich aber Orpheus, Herkules und Alexander demohngeachtet nicht von ihrer Hofnung auf künftige Gleichheit mit den Himmlischen abbringen lassen; so sagte ihnen ihre resignirende Vernunft etwa dasselbe, was der Spartaner König Damis sagte, als Alexander verlangte, unter die Götter gezählt zu werden: »weil »Alexander denn gerne Gott seyn will —; »so sey er Gott!«

Die Phantasie der weniger glänzenden Griechenköpfe musste sich mit der Hofnung begnügen, aufs höchste in der andern Welt dann und wann an Zeus Tafel gezogen zu werden. Wie niederschlagend ist jede Lehre von der Ewigkeit, welche nur einigen vorzüglichen Menschen vorzügliche Glückseligkeit verspricht!

Avoir les mêmes droits à la félicité,
C'est pour nous la parfaite, la seule égalité.

Die einzige, vollkommne Gleichheit heisst:
Ein gleiches Recht zum Glück hat jeder Geist.

Voltaire Discours sur l'égalité des Conditions.

Wenn schlüsslich die Phantasie der Jetztlebenden dabei verlohren hat, dass sie nicht wie der Griechen Einbildungskraft die Erreichbarkeit des höchsten Geistes sich vorstellt; (obgleich auch der Griechen Phantasie, wie ich gezeigt habe, dies nie sich wahrscheinlich zu machen vermochte) so heisst dies: der Gedanke, auf welchen Philosophie und positive Religionen uns geführt haben, dass wir abhängige, untergeordnete Wesen sind, und ewig bleiben, ist ein unangenehmer Gedanke.

Aber unser Dichter fand ja in der drei und zwanzigsten Stanze etwas für die Phantasie Trauriges in der Vorstellung unsers Zeitalters, dass das höchste Wesen

Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,

dass es also kein abhängiges, untergeordnetes Wesen, sondern in und durch

sich selbst alles ist. — Kann der Phantasie demnach nur solch ein geistiges Wesen behagen, das kein höheres Wesen über sich hat; so konnte die Phantasie der Griechen kein Vergnügen an ihren Göttern finden, deren einige der Göttinnen, andre der Irdischen Söhne waren. Die Götter gefallen mir nicht, musste sie sagen, diese Söhne und Töchter der Himmlischen oder Irdischen; aber die Menschen behagen mir eben so wenig, diese Söhne und Töchter der Irdischen. — Sonach hätte unsre Phantasie, die sich doch in der Gottheit wenigstens Ein unabhängiges, unbeschränktes Wesen vorstellt, viel vor der Phantasie des Griechen voraus, welcher die Eingeschränktheit der Götter und Menschen zu beweinen hatte.

Aber die ewigen Schranken des menschlichen Geistes bieten der Phantasie keine traurige, sondern sehr angenehme Vorstellungen. Ich will die schönen Ausdrücke dreier Schriftsteller, die meiner Meinung sind, hier zum Schlusse hersetzen:

*) »Welch ein Vorzug, unter Gott die »Schwäche eines Menschen und die Sicher»heit eines Gottes zu haben!«

*) Seneca Epist. 53. am Ende.

*) »Ach, wie schön ist es doch, Mensch »zu seyn! Er hat tausend Freuden, wel»che die Götter nicht haben. Schön ist »das Band, das die Menschheit bindet. »Das Gefühl eingeschränkt zu seyn — »nicht die Tiefen der Natur zu durch»schauen, nicht auf Flügeln auf Weltsyste»me sich hinzuschwingen — es ist schön, »wie das eines jungen Mädchens, wenn »ein Jüngling es im Lauf erhascht, seinen »Arm um dasselbe windet, und den süs»sen Raub fest an die Brust drückt.«

**) »Wie gross ist die Seligkeit der »Einschränkung, die wir doch aus allen »Kräften zu fliehen suchen! Sie ist wie ein »kleines glückliches Eiland in einem stür»mischen Meere; wohl dem, der in ihrem »Schoosse sicher schlummern kann! ihn »weckt keine Gefahr, ihm drohen keine »Stürme. Aber wehe dem, der, von un»glücklicher Neugierde getrieben, sich »über dies dämmernde Gebirge hinaus»wagt, das wohlthätig seinen Horizont »umschränkt! Er wird auf einer wilden,

*) Link. Siehe deutscher Merkur. 89. Sept. Seite 327.

**) Moritz Anton Reiser. Theil I. Seite 49. Berlin 85.

»stürmischen See von Unruh' und Zwei»feln hin und her getrieben, sucht unbe»kannte Gegenden in grauer Ferne, und »sein kleines Eiland, auf dem er so sicher »wohnte, hat alle seine Reize für ihn ver»lohren.«

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dies heisst im Zusammenhange mit dem Ganzen des Gedichtes: die Menschen hatten damals mehr Werth in ihren eignen Augen; weil ihre Götter für sie erreichbar waren. —

Um in meinen eignen Augen Werth zu haben, muss ich mich als ein geistiges Wesen betrachten, welches ewig fort seine Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten mehr entwickeln wird. Betracht' ich mich nicht als solch ein Wesen; so muss ich mich selbst und mein Daseyn verachten; so geht es mir, dem reichsten Geschöpfe der Erde, wie den mehrsten Reichen — mein Überfluss macht mich elend. Mein Vermögen, immer weiser und besser, mein Wunsch, immer glücklicher zu werden, sind mir dann zu meiner Marter gege-

ben. — Der Mensch wird folglich (nach unsers Dichters Ausspruche) göttlich in seinen Augen und immer göttlicher, je mehr ihm seine unendliche Fortdauer gesichert ist und sein Glück. Wer sichert nur dem Menschen ewiges Seyn und Heil? Nicht ein Gott Uranos, der von Saturn, nicht Saturn, der von Zeus entthront ward; nicht der unüberwindliche Zeus, der wie die unüberwindliche Flotte Armanda überwunden werden kann; weil er sich bloss auf seine Blitze verlässt. (Siehe Hesiods Götterabstammung V. 504. 506.) Der leidengeübte Odysseus hoffte, dass sein Zeus ihm in der andern Welt Leben und Heil spenden werde; musst' ihn aber nicht zugleich die furchtbare Vorstellung vor die Phantasie treten: wie, wenn dereinst Poseidon seinem Bruder Zeus die Herrschaft im Laufe der Ewigkeit entwenden sollte; wie würd' es mir unter Poseidons Regierung, der mein unversöhnlicher Feind ist, ergehen?

Fünf und zwanzigste und letzte Stanze.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nach zu ringen, gieb mir Flügel, Waagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Bitter genug nennt der Dichter das höchste Wesen, welches unser Zeitalter verehrt, ein Werk und zugleich einen Schöpfer des Verstandes. Wir dürfen uns, um den angegebenen Zweck dieser Kritik zu erreichen, über die Wahrheit dieses Ausdrucks gar nicht einlassen; sondern dem Dichter nur flugs seinen Vorwurf zurückgeben.

Schiller sagt: ein heutiger Gottesverehrer muss so schliessen: mein Verstand denkt sich die Gottheit mit diesen und diesen Eigenschaften — folglich ist Gott ein Werk meines Verstandes. Mein Verstand erkennt aber zugleich die Gottheit für seinen Urheber — also ist Gott zugleich der Schöpfer meines Verstandes, nach der Vorstellung des menschlichen Geistes.

Was waren denn die Götter der Griechen? — Werke und Schöpfer der Phantasie. Sie entsprangen aus den Köpfen der Dichter, wie Pallas Athänä aus Kronions Haupte, und unser Dichter sagt selbst:

An der Liebe Busen sie zu drücken
Gab man (die Phantasie) höhern Adel der Natur;
Stanze 2. Strophe 5. 6.

folglich waren die griechischen Götter — Werke der Phantasie. Die griechische Welt glaubte von diesen Göttern Leben und Wohlthat, Geist und Körper, Verstand und Einbildungskraft empfangen zu haben; ihre Götter waren also auch — Schöpfer der Phantasie.

Warum nennt denn unser Dichter das höchste Wesen, welches wir verehren, Werk und Schöpfer des Verstandes? Um uns auch hier, wie in dem ganzen Gedichte einen Vorzug des griechischen Zeitalters vor dem unsrigen zu zeigen. Aber auch hier, wie wir sahen, erblickt weder das Auge der Vernunft noch der Phantasie einen Vorzug; sondern vielmehr einen unverkennbaren Nachtheil für die menschliche Beruhigung beim Blick auf die Werke und Schöpfer der Phantasie. Hier kommt es bloss auf Untersuchung der Frage an, ob die Vorstellungen der Phantasie oder des Verstandes von der Gottheit uns die beste Basis zur Lebensfreud' und Beruhigung legen.

— »Unsre Erkenntniss ist Dämmerung!« — Ist unsre Einbildung denn Tag? — Dämmernder Verstand ist doch ein ungleich sichrerer Führer, als dämmernde Phantasie. Mein Verstand weiss, dass er die Vollkommenheit des ersten liebevollen Wesens sehr unvollkommen denkt; aber doch ist seine Vorstellung von dem realsten, weisegütigsten Wesen so beschaffen, dass sie nicht nur ihm selbst genügt für dies Anfangsleben, weil sie

keine Widersprüche umfasst; sondern auch der Phantasie genügen kann, welche in jener von der Vernunft gebilligten Vorstellung für ihre frohesten Wünsche und entzückendesten Hofnungen Nahrung findet. — Dass das Gegentheil von diesem bei der Vorstellung, welche die Griechen von ihren Göttern hegten, statt fand, glaub' ich in dem Vorhergehenden erwiesen zu haben.

Die Götter Griechenlandes endlich waren nicht einmal bloss Werk' und Schöpfer der Phantasie; sondern sogar Werk' und Schöpfer der Menschenhände. Diogenes Laertius Erzählung soll uns dies beweisen. *) »Der weise Stilpo fragte einst, bei Betrachtung der Pallas, welche der Künstler Phidias verfertigt hatte: ob Pallas, »Zeus Tochter, ein Gott sey? Allerdings, »antwortete man ihm. Aber, erwiederte »Stilpo, diese Pallas ist ja ein Werk »des Phidias und nicht Zeus Tochter; »folglich ist sie kein Gott. — Stilpo ward »dieser Worte wegen beim Areopagus zu »Athen

*) Diogen. Laert. L. II. Num. 116.

»Athen angeklagt und leugnete seinen »Ausdruck nicht; sondern sagte: ich »habe mich sehr recht ausgedrückt; Pal»las ist kein Gott, sondern eine Göttin, »denn die Götter sind männlichen Ge»schlechts.« — Bei dieser Erzählung macht Bayle*) folgende gründliche Anmerkung, welche unsre Sache beweiset: »Es ist, sagt er, aus jener Erzählung klar, dass, wenn die Griechen einen wahren Unterschied zwischen ihren Göttern und den Bildsäulen der Götter erkannt hätten; so würde Stilpo sich durch sein bon mot über den Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Göttern nicht haben vertheidigen können. Denn der Griechen Θεος wie der Lateiner *Deus* ward sowohl von Göttern als Göttinnen gebraucht. **) Stilpo hätte folglich sich so vertheidigen müssen: Pallas ist zwar als Zeus Tochter ein Gott; aber das Stück Metall, aus welchem Phidias die Bildsäule verfertigt hat, ist kein Gott. Diese Vertheidigung, welche vor

*) P. Bayle Diction. hist. et crit. Stilpo. n. D.

**) Wie in der englischen Sprache Friend, Freund und Freundin bedeutet.

der gesunden Vernunft gilt, galt nicht vor dem Areopagus; daher Stilpo, um sich ausser Verantwortung zu setzen, den herrschenden Glauben der Griechen benutzte, dass die Bildsäulen durch die Einweihung in Götter verwandelt würden.«

— Dir (Gott des Verstandes)
Nachzuringen, gieb mir Flügel —

Wie? hatte der Grieche keine Ursache zu flehen: gebt mir Flügel, ihr Unsterblichen! euch nachzuringen? Allerdings hatt' er — Aber der Grieche musste leicht einsehn, dass sein Flehen nicht erhört werden konnte. Denn worin sollt' er seinen Göttern nachringen? Wollt' er ihre äussern oder innern Vorzüge zu erreichen streben? Die äussern? Ich hab' unter der vorigen Stanze gezeigt, dass der Grieche sich dazu auf keine Weise Hofnung machen konnte. Also die innern? Ich habe eben dort gezeigt, dass viele Griechen unendlich mehr moralischen Werth hatten, als ihre Götter. Wollte daher der Grieche, nach der Aufforderung seines moralischen Gefühls, sich bilden; so musst' er ja nicht

seinen Göttern, sondern den Edlen unter seines Gleichen nachringen. — Des edlen Hesiods, nicht Saturns und Zeus Beispiel lehrt' ihn Bruder- und Feindes-Liebe. Die treue Alceste, nicht Venus oder Härä konnt' ihm zum Muster ehelicher Liebe dienen. Kurz: euch, Götter, nachzuringen gebt mir Flügel, konnt' im Munde des Griechen nichts anders heissen, als: euch nachzustreben, gebt mir Kräfte zu Verbrechen.

Der Christ und Philosoph können sich etwas dabei denken, wenn sie flehen: gieb uns, liebenswürdigstes, erhabenstes Wesen! Flügel, dir nachzuringen. Ihnen heisst dies: lass uns Verstand und Willen, alle Kräfte, Fähigkeiten, Anlagen und Gelegenheiten dazu nutzen, um aus uns zu machen, was unsrer Natur nach aus uns werden kann. Unser innrer Mensch kennt nichts Treflicheres, als die Richtung des Verstandes und Willens auf das Wahre, Gute und Schöne. Er bemerkt bei allen Spuren von Weisheit und Tugend, wo er sie findet, dass ein unendlich höherer Grad derselben statt haben könne und

also auch müsse, ob er gleich den höchsten Grad der moralischen Vollkommenheit nicht auszudenken vermag. Diese besitzt, wie unser innrer Mensch überzeugt ist, das erhabene und liebenswürdige Wesen, welches wir in Gott verehren. Die Fordrung aber, dass wir die Grösse und Vollkommenheit Gottes erst kennen müssten, ehe wir ihm nachahmen können, ist ungereimt. Denn aus eben dem Grunde dürfte man sagen, der Mensch vermöge nicht ehe nach Weisheit und Tugend zu streben, ehe er wisse, welches der höchste denkliche Grad menschlicher Weisheit und Tugend sey. Daher ist auch der folgende Vorwurf unsers Dichters ungültig, der so lautet:

Dir (Gott des Verstandes)
Nachzuringen, gieb mir Waagen,
Dich zu wägen.

»Wer mich siehet, sagt Jesus, der »siehet den Vater!« Wer auf mich sieht, nach meinem Beispiele, durch bestmögliche Anwendung des Verstandes und Willens aus der menschlichen Natur macht, was aus ihr werden kann; der ist, was er

seyn soll, ist in seiner Art vollkommen, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist. — Was brauchts da einer Waage? Das abhängige Wesen, Mensch, ist gar nicht deshalb zu betrauren, dass es das Vollkommenste nicht abwägen kann; weil das Abwägen ihm nicht das Mindeste weder zu seiner Veredelung noch zu seinem Glück frommen würde. Er kennt nicht einmal die höchste Stufe der Vollkommenheit eines endlichen Geistes, und kann doch ohne diese Kenntniss sich immer mehr vervollkommnen; also — Es ist sonderbar, den Mangel einer vollkommnen Kenntniss zu bejammern, von der man nicht den mindesten Vortheil sich denken kann. Vermöcht' ich die Tiefe der Gottheit zu durchblicken, kennt' ich durchall ihre Vollkommenheit und Seligkeit; was wüsst' ich dann? Nicht mehr, als ich nun weiss: 1. ich werde nie Gott; 2. ich muss nach meiner Natur so vollkommen wie möglich zu werden streben, wenn ich so glücklich wie möglich zu werden wünsche.

Du wärst lebensfroher, Grieche, weil du wägen kannst? So wäg' uns denn ein-

mal deine geistigen Wesen ab! deine Himmlischen scheinen dir die Seligsten, weil sie zum Olymp gestiegen sind. Aber die Verdienstvollsten sind sie sicher nicht. Steigen, weisst du, ist auf unsrer Erde oft ein Beweis von Unwerth; immer aber ein Beweis vom Unwerthe dessen, der auf der Schaale einer Waage liegt. Deine Phantasie denke sich eine Waage des Verdienstes zwischen Himmel und Erden schweben; der weise Sisyphus liege auf einer, der von Promätheus betrogne Zeus auf der andern Schaale. Der Werth des Menschen Sisyphus macht dessen Schaale sinken — bis zum Tartarus hinab, und hier entfällt der Werthvolle derselben, um nach dem Willen des Schreckenverhängnisses ewig Steine zu wälzen. Indess steigt die Schaale, die den verdienstlosen, leichten Zeus umfasst, bis zum Olymp hinauf, und leicht und froh entspringt der Werthlose seiner Schaale, um dort, vom blinden Verhängnisse begünstigt, über Götter und Menschen zu herrschen. — Kann es deiner Phantasie behagen, guter Grieche, Unwerth mit Glück und Werth mit Unglück verbunden zu sehn? Ohnmöglich. Denn die Haupt-

klage aller Sterblichen besteht gerade darin, dass auf unserm Planeten so oft der Unwürdige glücklich und der Würdige elend ist.

Oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Die ernste, strenge Göttin ist die Vernunft; ihre sanftre Schwester die Phantasie.

Unser Dichter schliesst sein Gedicht fast eben so, wie Blumauer seinen gleich kühnen aber minder schönen Gesang. Letztrer zeigt die Vorzüge der Vernunft vor dem Glauben einer einzelnen Religions-Sekte und endigt:

Nimm mir den Glauben oder den Verstand.

Erstrer, der die Vorzüge der Phantasie vor der Vernunft vertheidigt, scheint gemässigter und mit mehr Achtung für seine Gegenparthei zu enden:

Spare jene (die Vernunft) für die andre Welt!

Aber es scheint nur. Denn die Freuden der Vernunft, die Christenthum und Philosophie für das künftige Leben versprechen, nennt er vorhin:

Neue Freuden, die man missen kann.

Beide Dichter sind also darin eins, dass eine von den Partheien fortgeschaft werden müsse, wenn Friede seyn solle. — Blumauer ruft: einer von den beiden Brüdern, der Verstand oder der katholische Glaube muss vertilgt; Schiller meint, eine der beiden Schwestern, die Vernunft oder Phantasie, muss weggeschaft werden. —

Jene Schwestern sind wie in Rousseau's Heloise, Julie und Klaire — die Unzertrennlichen. Sie zu scheiden suchen, heisst auf die Lebensfreude Verzicht thun wollen. Dies hab' ich bisher zu zeigen mich bemüht. Nicht von der Vernunft der Griechen, welche Sokrates oder Plato zum Mentor gehabt hatte, ist die Rede gewesen; denn in deren Gesellschaft war es gleich entschieden, dass die Götter der Dichterreligion gleich Shak-

spear's Feen nichts weiter als Blasen der Dichtkunst seyn könnten:

Poëtry hath bubbles, as the water has,
And these are of them.

Dichtkunst hat Blasen, wie das Wasser hat,
— Die Götter der Mythologie!

Macbeth. Act. I.

Nein, von der Vernunft der Griechen war die Rede, wie sie, aus den Händen der Natur kommend, ohne vorhergegangene Bildung, ihre unvertilgbare Wirkungskraft äussert. Diese schon sagte den Griechen, was sie jedem Menschen sagt: die schönen Wesen aus dem FabelLande können dir manches angenehme Stündchen, aber weder Belehrung noch Beruhigung in Ansehung deiner wichtigsten Angelegenheiten, also keine wahre Lebensfreude verschaffen.

Der Wunsch, dass beide Schwestern getrennt werden möchten, kann dem nicht von Herzen gehn, dem sein eignes und seiner Mitmenschen Glück am Herzen liegt. — Hat Cythere deine Linke ergriffen, um dich zu leiten — fürchte alles;

fürchte nichts, wenn zugleich ihre Schwester Minerva deine Rechte gefasst hat.

»Zu fürchten ist das Schöne, das Vortreffliche,
»Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
»So lange sie auf deinem Heerde brennt,
»So lang' sie dir von einer Fackel leuchtet;
»Wie hold, wer kann, wer mag sie da entbehren?
»Und frisst sie ungehütet um sich her,
»Wie elend kann sie machen!«

Göthe's Torq. Tasso. A. 3. A. 2.

Wie elend machte die von der Vernunft nicht gehütete Phantasie unzählige Griechen! Beispiele genug hab' ich angeführt. — Die Stifter der Dichterreligion beweinen das Elend der unter dem Verhängnisse stehenden Götter und der von solchen abhängigen, und überdem launigen, unfolgerecht denkenden und handelnden Göttern abhängenden Menschen. Der Tugendhafte ruft einstimmig mit dem Frevler: Dies Leben ist eine Strafe, der Tod Wohlthat. Das sanftre Geschlecht zu Milesien findet die Erdenleiden so unerträglich, dass es sich zum Selbstmorde entschliesst. Zu eben dem

Entschlusse, ja zur Ausführung desselben überredet ein guter Kopf (Hegesias) durch übertriebene Darstellung des Menschenelendes eine Menge Zuhörer. Die Vorstellung, dass weibliche menschliche Schönheit selbst Götter rühre, zerstöhrte die Lebensfreude mancher reizenden Jungfrau, die entweder nach der Entehrung zu spät erfuhr, dass ihr Verführer kein Gott gewesen, weil der goldene Regen ausblieb, den Zeus bei Danaes Verführung strömen liess; weil sie nicht in einen goldenen Stern, wie Ariadne vom Bachus, verwandelt wurde; — oder die, wenn sie eines edlen Griechen Gattin ward, zeitlebens betrauerte, dass sie, der Liebe eines Himmlischen, nach ihrem Dafürhalten, würdig, sich an einen Sterblichen weggeworfen habe. Und endlich, selbst die Idee, worauf im ganzen Schillerschen Gedichte der leidenschaftliche Accent fällt, die Idee, dass die Griechen allenthalben Götter, allenthalben also Helfer, Beschützer, Retter und Wohlthäter erblickten, selbst diese zerstöhrte, wie wir sahen, ihre Lebensfreude, statt sie zu heben. Bei allen Opfern und Gebeten der Griechen kam nicht bloss die

Frag' in Betrachtung? wollt ihr Himmlischen mich beglücken? sondern die auch: könnt ihr, dürft ihr, leidet es das Verhängniss?

Die Schwestern sind unzertrennlich. Wer uns überreden will, dass die Griechenwelt sich bei ihrem Götterglauben ganz von der Phantasie habe leiten lassen können, ohne die Einrede der Schwester Vernunft zu achten, mahlt die Griechen zu unnatürlichen Wesen. Eben so wollte Pyrrho seine Zeitgenossen überreden, er lasse sich bloss von der Vernunft führen, aber die Freunde ertappten ihn unter andern zweimal; einmal, da er vor einem bösen Hunde lief und zum andernmal, da er mit seiner Schwester, die seine Haushaltung führte, schalt. Wo bleibt hier, fragten die Freunde, deine Apathie? Pyrrho erwiederte: gegen einen Hund kann ich sie nicht, und gegen ein Weib mag ich sie nicht beweisen. *) »Wie schwer ist's doch,

*) Siehe Diog. Laert. in vit. Pyrrh. L. 9. n. 60. und Eusebii Praeparat. Evangel. L. 14. C. 18. Verglichen Kritik der Vernunftgründe wider die Schrecken des Todes. Kap. 10.

»setzt' er hinzu, den Menschen abzule-»gen!« — Wie unmöglich, wollt' er, sollt' er sagen.

Es bleibt dabei: Die Dichterreligion beschäftigt vorzüglich die Phantasie; alle philosophischen Systeme setzen vorzüglich die Vernunft in Thätigkeit; das Christenthum beschäftigt beide, Vernunft und Phantasie.

Zieht hin, Götter Griechenlandes, unnütz einer Welt, die das nicht in euch finden kann, was eure Griechen selbst nicht in euch fanden — Beruhigung und Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen!

Und ihr, guten Griechen, beklagt durch den Mund eures Repräsentanten nicht die, welche euch nicht beneiden können. Ihr erblicktet allenthalben die Natur belebt — wir nicht auch? Hat irgend einer eurer Dichter den grossen und erfreulichen Gedanken: dass die Natur allenthalben Spuren der waltenden Gottheit zeige, allenthalben uns die Aussicht ins Gei-

sterreich öfne, schöner und rührender ausgedrückt, als der Christ Addison in diesen erhabenen Worten?

Thou canst not go, where the universal love smiles not around!

EG (A2)

S

AB 139251

aaa. 99.

In Dumis Suma Voluptas! 120

Dol 4437 c

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-337303-p0179-1

Kritik

der

mythologischen

Beruhigungsgründe

mit

vorzüglicher Hinsicht

auf Schillers Gedicht:

die Götter Griechenlandes,

von

Christian Heinrich Schütze.

Non sit nobis religio in phantasmatibus nostris; melius est enim qualecunque verum, quam quicquid pro arbitrio fingi potest.

AUGUSTIN. de ver. religione. Cap. 55.

Altona,

bei J. F. Hammerich. 1799.